Kleine Schriften zur Unterhaltung

von

Georg Gustav Fülleborn.

Zweyte Sammlung.

Breslau und Leipzig,
bey Wilhelm Gottlieb Korn,
1798.

Inhalt.

- - cupiens varia fastidia coena
Vincere tangentis male singula dente superbo.
Hor. Serm. II. 6. 86.

I. Allerley aus Griechenland.

Nachgemachte Bruchstücke aus Chrysippus verlohrner Schrift Vom Versteckten, nebst zweyerley Lebensbeschreibungen desselben nach einerley Nachrichten - - Seite 3.

Einfälle griechischer Weisen - 35.

Xanthippe. An die Leserinnen. - 39.

Inhalt.

II. Poetische Reliquien und Fragmente. . . Seite 53.

III. Vermischte Sachen.

Der Roman meiner Autorschaft von Benj. Tratschqualm. . . 99.

Gesichte und Allegorieen . 146.

Ueber zehn Gemählde . . 163.

A B C Büchlein für Kinder der Weisheit . . . 167.

Literarische Curiosa . . 193.

Der Lord Horion. Kommentar über eine Stelle in Jean Pauls Hesperus. . . . 224.

Abdankungsrede. . . 241.

I.
Allerley aus Griechenland.

Nachgemachte Bruchstücke aus Chrysippus verlohrner Schrift: Vom Versteckten.

Einleitung.

Wenn kein junger Sperling ohne Gott auf die Erde fällt; so ist kein Denkmahl alter Zeiten für uns verlohren gegangen, das wir zu beklagen hätten. Sollte seine Vorsorge nicht über Schriften sich erstrecken, da Er selbst ein Schriftsteller geworden, und der Geist Gottes so genau gewesen ist, den Werth der ersten verbothenen Bücher aufzuzeichnen, die ein frommer Eifer unserer Religion dem Feuer geopfert? (Apostelgesch. 19, 19. brachten die Bücher zusammen, und verbrannten sie öffentlich, und

überrechneten sie, was sie werth waren, und funden des Geldes funfzig tausend Groschen.) Wir bewundern es am Pompeius als eine kluge und edle Handlung, daß er die Schriften seines Feindes Sertorius aus dem Wege räumte *); warum nicht an unserm Herrn, daß er die Schriften eines Celsus untergehen lassen? Ich meyne also nicht ohne Grund, daß Gott für alle Bücher, woran uns etwas gelegen, wenigstens so viel Aufmerksamkeit getragen, als Cäsar für die beschriebene Rolle, mit der er in die See sprang **), oder Paulus für sein Pergament zu Troada. (2 Tim. 3, 13.)

Hatte der Künstler, welcher mit einer Linse durch ein Nadelöhr traf, nicht an Einem Scheffel Linsen genung zur Uebung seiner erworbenen Geschicklichkeit? Diese Frage möchte man an alle Gelehrten thun, welche die Werke der Alten nicht klüger, als jener die Linsen, zu brauchen wissen. Wenn wir mehr hätten, als uns die Zeit hat schenken wollen; so würden wir selbst genöthiget werden, unsere Ladungen über

*) (Plutarch im Leben des Sert. K. 28.

**) (Sueton in dessen Leben. Kap. 64.)

Bord zu werfen, unsere Bibliotheken in Brand zu stecken, oder es wie die Holländer mit dem Gewürze zu machen.

Und wenn ich mich getraue zu behaupten, daß ich diesen und noch zehn folgende Bogen mit schönen und heilsamen Denksprüchen, mit unterhaltenden Geschichten, und launigten Bemerkungen vollfüllen könnte, ohne daß zwey Drittheile meiner Leser und vielleicht noch drüber merken würden, daß ich das Alles aus wirklich vorhandnen Schriften der Alten ausgeschrieben hätte; so ist es Sonnenklar, daß dasjenige, was wir von den Alten haben, lange noch nicht so ab- und aufgebraucht ist, daß wir grosse Ursache hätten, uns nach dem Verlohrnen zu sehnen.

Zumahl wir, ich meyne die Deutschen, die wir unsern vaterländischen Vorrath nicht einmahl ganz kennen. Denn hat man uns nicht in neuern Zeiten Auszüge und Blumenlesen aus D. Luthers Schriften, oder eines Abraham a Sancta Clara, oder Hans Sachsens, oder der Minnesänger gegeben, die dem halben Publikum so neu waren, als wären sie erst vor zwey Monathen aus den Kellern von Herkulanum

ausgegraben worden? Und wie viele meiner Leser würden denn, wenn es nöthig wäre, sagen können, ob von dem, was ich hier niedergeschrieben habe, Alles oder nur die Hälfte oder gar nichts mein Eigenthum ist?

Wie dem aber auch seyn mag; so wüßte ich nicht, wenn mir jemahls die Wahrheit dieser Sätze so hell eingeleuchtet hätte, als da ich neulich wieder einmahl im Diogenes Laertius auf die Lebensbeschreibung des Philosophen Chrysippus stieß, und darinn das Verzeichniß seiner Schriften durchlief, die sich, genannte und ungenannte zusammen, auf Sieben Hundert und Fünf belaufen haben sollen. Denn wenn wir gleich annehmen, daß keine dieser Schriften sich über die Bogenzahl einer gewöhnlichen Magister-Disputation erstreckt habe: so würden doch bis auf unsre Zeiten diese Opera Omnia wenigstens zehnmahl, einzelne Schriften gewiß zwanzigmahl herausgegeben, commentirt und übersetzt worden seyn, ohne an die Bücher und Abhandlungen zu denken, in denen die Literatur derselben bearbeitet, die Pläne einzelner Schriften entwickelt, die Ausgaben, Commentare und Uebersetzungen angezeigt, beur-

theilt, geprüft, berichtigt, oder auch die Fragmente anderer Schriftsteller daraus gesammelt und besonders bearbeitet worden wären. Sage ich also zu viel, wenn ich behaupte, unsre Literatur würde durch die 705 Schriften des Chrysippus wenigstens um 8000 Bücher und Büchlein schwerer und verwickelter seyn?

Aber ich habe noch zwey Gründe, warum ich glaube, daß der bisherige und künftige Untergang von Büchern eine sehr heilsame Veranstaltung des Himmels sey. Der eine: die Schriftsteller werden dadurch erinnert, für ihre Zeitgenossen zu schreiben, und nicht mit so Manchem, in stolzer Beruhigung über die Mißhandlung von ihren Zeitverwandten, auf die Gerechtigkeit einer bessern Nachwelt zu bauen. Sie mögen an Vater Chrysippus denken. Hat er nicht für seine Zeit geschrieben; so hat er so gut, wie gar nicht geschrieben, und hätte dafür, mit Asmus zu reden, lieber Mährrettig schaben können.

Der andre Grund: Wir sind durch den Verlust fremder Gedanken gezwungen, eigne zu haben. Oder ist uns nicht allen ein fester Stoff gegeben, aus dem wir die verlohrnen

Gedanken Andrer wiederherstellen können, wie nach den Rabbinen, aus dem unverwüstlichen Knochen Luz der menschliche Körper wiederhergestellt wird? Wer kann uns sagen, ob die verlohren gegangnen Dialogen des Diogenes auch nur halb so gut waren, als die hergestellten? — Ein solches Auferweckungs-Geschäft ist eben so verdienstlich, als leicht, besonders bey philosophischen Schriften. Denn sind im Grunde die Meynungen der Philosophen nichts weiter, als Varianten der Wahrheit: so haben wir ja nur für den Text zu sorgen, und können uns die Varianten hinzudenken, so widersinnig und verderbt, als wir wollen. Ich weiß wohl, was man aus diesem Gleichnisse gegen mich sagen kann, aber ich habe nicht Lust, mich im Voraus zu verantworten.

Nachdem ich nun noch ausdrücklich versichert habe, daß Alles, was bisher gesagt ist, von mir selbst, dem Verfasser, ganz und gar nicht für witzig gehalten oder ausgegeben wird: eine Protestation, die in unsern Tagen immer nöthiger wird; so zeige ich an, daß folgende Blätter den Versuch einer solchen Wiederherstellung enthalten werden: aber freylich nach

dem Rathe und Räthsel, welches Young dem Richardson gab, die Alten so nachzuahmen, daß wir uns von ihrer Aehnlichkeit je mehr, je besser, entfernen. Unter Chrysippus Schriften befand sich eine, mit dem Titel: Vom Versteckten; sie scheint logischen Inhalts gewesen zu seyn, und kann viel Gutes enthalten haben. Aus dieser liefre ich Bruchstücke.

Aber damit diejenigen Leser. die weder den Diogenes, noch diese Einleitung gelesen haben, wissen, wer Chrysipp war, so gebe ich hier eben so, wie man bisweilen zweyerley Rezensionen von einerley Buche findet:

Zweyerley Lebensbeschreibungen des Chrysipp nach einerley Nachrichten. *)

Chrysipp, aus Tarsos, eines gewissen Apollonius Sohn. Anfangs bildete er sich zum Wettläufer: aber es zeigte sich bald, daß er zu etwas Höherem bestimmt war. Er fühlte eine unwiderstehliche Neigung zur Philosophie, und da sein väterliches Vermögen eingezogen wurde, so beschloß er, dieser Neigung zu folgen, und den Unterricht des Cleanthes zu suchen. Und

---

Chrysipp, aus Tarsos, eines gewissen Apollonius Sohn. Anfangs bildete er sich zum Wettläufer, und dabey hätte er groß werden können. Aber er glaubte sich zum Philosophen bestimmt, und da sein väterliches Vermögen eingezogen wurde, ergriff er diese letzte Zuflucht so mancher verarmter Taugenichtse, und gieng zum

*) S. den Diogenes Laertius im siebenten Buche.

hier fand es sich frühzeitig, daß Chrysipp kein gewöhnlicher Kopf war. Gebt mir nur Sätze, sagte er mit dem Vertrauen des Selbstdenkers zum Cleanthes, die Beweise will ich schon selbst finden. Kein Wunder daher, wenn er in kurzer Zeit von dem Systeme des Zeno und Cleanthes abwich, und sich eigne Wege suchte. Es ist ein Beweiß seines Scharfsinns sowohl, als seines guten Herzens, daß er nach jeder mündlichen Streitigkeit mit dem Cleanthes über sich selbst unzufrieden war, weil es ihm leid that, diesen berühmten Mann zu schanden gemacht zu

---

Cleanthes. Kaum hatte er einige Stunden Unterricht genossen, als er sich schon einbildete, ihn entbehren zu können. Er verschmähte daher die Anleitung seines Lehrers bey den Beweisen der Sätze, und erkühnte sich von dem Systeme der Stoa abzuweichen und den Selbstdenker zu spielen. Aber Cleanthes züchtigte ihn für seine Vermessenheit, so oft er sich mit ihm in mündliche Streitigkeiten einließ. Daher sagte Chrysipp oft voll Aerger: er sey in Allem glücklich, nur mit dem Cleanthes wolle es ihm nicht glücken.

haben. — Man weiß, daß es zum Sprichwort wurde, daß, wenn die Götter Dialectik nöthig hätten, sie keine andre, als die des Chrysippus, studieren würden.

Männer von Geist machen sich oft das Vergnügen, Andre durch Trugschlüsse und täuschende Sätze irre zu führen. Auch Chrysipp legte sich, aus Schalkheit, auf diese Kunst. Einige Proben müssen wir anführen; oft nehmlich warf er Schlüsse, wie folgende, hin:

Wer den Nichteingeweihten die Mysterien bekannt macht, ist ein Frevler:

Der Hierophant macht den Nichteingeweihten die Mysterien bekannt;

Also ist der Hierophant ein Frevler.

Die deutlichsten Beweise seines verschobenen Kopfes geben die Schlüsse, die er erfand, und in denen das Ganze auf elende Wortspiele und Verwechselungen der Begriffe hinauslauft. Darum sagte man: wenn die Götter eine Dialectik nöthig hätten, sie würden die des Chrysipp studieren, nehmlich, weil diese unter allen die leerste und mithin die unschädlichste wäre, deren sich also die gütigen Götter am ehesten be-

oder;

Es giebt einen Kopf, den du nicht hast:
Nun giebt es aber einen Kopf;
Also hast du keinen Kopf.

oder:

Wer zu Megara ist, ist nicht zu Athen:
Nun ist ein Mensch zu Megara;
Also ist kein Mensch zu Athen.

oder:

Was du sprichst, geht durch deinen Mund:
Nun sprichst du Wagen;
Also geht der Wagen durch deinen Mund.

oder:

Was du nicht verlohren hast, das hast du:
Hörner hast du nicht verlohren;
Also hast du Hörner.

---

dienen könnten, ohne dem menschlichen Geschlechte gefährlich zu werden.

Leere Köpfe, wie Chrysipp, werden gewöhnlich Vielschreiber. Jeder Gedanke, der ihnen aufstößt, scheint ihnen der Unsterblichkeit würdig, und über Alles wagen sie, Gedanken zu haben. Kein Wunder, wenn Chrysipp 705 Bücher zusammensudelte, zumahl da er

Doch ungleich wichtiger erscheint Chrysipp als Schriftsteller. Mit Beyspiellosem Fleisse arbeitete er an 705 Werke aus: eine Unmöglichkeit, wenn er nicht sorgfältig genung gewesen wäre, jeden Gedanken, der ihm aufstieß, festzuhalten und niederzuschreiben, und wenn er nicht einen und denselben Gegenstand von mehr als einer Seite betrachtet und bearbeitet hätte. Dabey studierte er noch die Werke Andrer, und unterstützte seine Ideen durch Anführung passender Stellen aus Dichtern und Prosaikern. In dem einen Werke hatte er die ganze Medea des Euripides Stellenweise zum Belage seiner Sätze aufgenommen, ein Beweiß von der Treflichkeit dieses Stückes, und von der Genauig-

---

dabey alle mögliche Schriften räuberisch plünderte. Man weiß, daß er in eins seiner Bücher die ganze Medea des Euripides herüberschrieb, so daß einer dasselbe Chrysipps Medea nannte; ein Beweiß, wie rüstig die Hände des Chrysipps, und wie leer sein Kopf war. Es ist bekannt, daß Apollodor die Bemerkung machte, wenn man aus Chrysipps Schriften alle fremde Gedanken auslöschte, so würde

keit, womit es Chrysipp studiert hatte: ganz verschieden von dem eingebildeten Epikur, der alles selbst erfunden zu haben wähnte und in allen seinen Schriften nie einen Andern citirte. Es zeugt von grosser Einseitigkeit, wenn Apollodor deswegen den Epikur unserm Philosophen vorzieht: und das Experiment, welches er vorschlägt, würde genau genommen, bey allen menschlichen Schriften denselben Erfolg haben. Chrysipp benutzte seine Zeit haushälterisch: es vergieng kein Tag, wo er nicht wenigstens vier Bogen *) schrieb. Freylich konnte er dabey

---

nichts, als leere Blätter, übrig bleiben. Mit Recht behauptet also ebenderselbe, daß Epikur hundertmahl mehr geschrieben habe, als Chrysipp, denn er habe nicht ausgeschrieben. Gute Zeit muß übrigens unser Philosoph gehabt haben, da er, wie man erzählt, täglich seine vier Bogen zusammenschrieb. Wie er übrigens schrieb, war ihm so gleichgültig, als, was er schrieb.

*) Im Griechischen steht 500 Zeilen. Ich glaube das wird ohngefähr 4 Bogen betragen, wiewohl wir das Format des Chrysipp nicht kennen.

auf den Styl nicht viel Mühe verwenden. Er hielt die Welt durch Sachen dafür schadlos.

Sein Charakter war untadelhaft. In stiller Häuslichkeit lebte er mit einer alten Frau, die seine Wirthschaft besorgte, mässig und enthaltsam. Wenn er durch Umstände genöthigt war, mehr, als gewöhnlich zu trinken: so ward er doch nie berauscht, so viel Gewalt behielt sein Geist über seinen Körper. Blos seine Füsse wankten, daher seine Alte oft sagte: am Chrysipp wären nur die Füsse betrunken.

Man kann es nicht anders, als für einen Beweiß von edlem Selbstgefühle ansehen, daß er

---

Wir kommen auf seinen Character. Weiter unten werden wir Beweise seiner Unzüchtigkeit aus seinen Schriften anführen: hier sey es genung, anzumerken, daß er, um für enthaltsam zu gelten, sich mit geschmackloser Wollust an ein altes Weib hielt. Er war, sagt Demetrius, mit einem alten Weibe zufrieden — Im Trinken hatte er eine solche Stärke erlangt, daß man blos seinen Füssen, aber ihm selbst nie einen Rausch anmerkte.

Das

er von allen seinen Schriften nie etwas einem Grossen dedicirte. Erhaben über die Gunst der Grossen, wie über ihre Geschenke, begnügte er sich damit, der Welt zu nützen.

Und wer mag es einem Manne von seinem Geiste verargen, wenn er sich selbst schätzte, wenn er also einem Vater, der ihn fragte, wem er seinen Sohn anvertrauen sollte, die Antwort gab: mir: denn, wüste ich einen bessern Lehrer, ich würde selbst zu ihm in den Unterricht gehen.

Cleanthes blieb immer sein Freund, und empfahl ihn sogar dem Könige Ptolemäus, der

---

Das einzige, was an ihm zu loben ist, war, daß er manchmahl Stunden hatte, worinn er sich selbst zu kennen schien. Wenigstens hat er es nie gewagt, eins seiner elenden Bücher einem Grossen zu dediciren.

Aber einen Beweiß von Eigendünkel, wie keiner mehr ist, giebt die Antwort, die er einst einem Vater gab, der seinen Sohn einem Lehrer anvertrauen wollte: gieb ihn mir, sagte er, denn wüßte ich einen bessern Lehrer, als ich bin, ich gienge selbst zu ihm in die Schule.

ihn schriftlich gebethen hatte, ihm einen Philosophen aus seiner Schule zu schicken. Chrysipp war aber zu sehr Philosoph, um die Rolle eines Aristipp zu spielen. Wie streng er überhaupt über diese Punkte dachte, beweißt eine Stelle in seiner Schrift: vom Leben und Lebensunterhalt. Warum, sagt er, sucht der Mensch Unterhalt? Um zu leben? dann wäre ja das Leben nicht die Hauptsache. Um glücklich zu seyn? dann wäre das Glück etwas Unbedeutenderes. Um tugendhaft zu seyn? die Tugend ist sich selbst genung. Und woher sucht

---

Der König Ptolemäus ersuchte einst den Cleanthes, ihm, wenn er nicht selbst kommen wolle, einen andern Philosophen aus seiner Schule zu schicken. Cleanthes, der die Könige kannte, schlug den Chrysippus vor. Aber Chrysipp fühlte selbst, wie schlecht er sich mit seiner Philosophie empfehlen würde, und wie wenig er Geist und Lebensart habe, um sich an einem Hofe zu erhalten. Um aber den wahren Grund nicht merken zu lassen, schrieb er hinterdrein ein Buch: Vom Leben und Lebensunterhalt, worin er die bekannten Ideen älte-

der Mensch seinen Unterhalt? Von den Großeu? dann wird er ihr Sklave. Von Freunden? dann wäre ja die Freundschaft etwas Eigennütziges. Von der Weisheit? dann würde die Weisheit zum Handwerke.

Weisheit ohne Fröhlichkeit artet leicht in finstern Ernst und Härte aus. Im Chrysipp waren beyde glücklich gemischt. Als ein ächter Weiser hatte er früh die Leerheit der Mythologie seines Volks eingesehen: daher bediente er sich manchmahl in Stunden der Laune dieses oder jenes Mythus, um drollichte Erklärungen

---

rer Philosophen über die Genügsamkeit des Weisen auf eine Art zusammenstellte, daß Niemand wuste, was er eigentlich wollte, wo eine Sophisterey die andre jagt, und aus einer Menge spitzfindiger Fragen zuletzt eine alberne Antwort heraus kommt.

Den deutlichsten Beweiß seiner Unzüchtigkeit giebt die Erzählung vom Jupiter und der Juno, die zugleich seine Irreligiosität verräth. Er hat da Dinge gesagt, die warlich in den verworfensten Winkeln der Unzucht so nicht gesagt werden. Daher auch nie ein Schriftsteller,

davon zu machen. So erzählte er in einem Werke die Abentheuer des Jupiter und der Juno, mit so viel Laune und schalkhaften Nuditäten, daß wir gewiß eine trefliche Unterhaltung mit dieser Schrift verlohren haben. Eben so vertheidigte er in seinem Werke: Vom Staate, zum Scherz die Ehen zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern.

Diese gute Laune verbunden mit Mässigkeit war allein im Stande, ihn bey seinem schwäch-

---

der über diese Literatur arbeitete, davon Notitz genommen hat. Ja er gieng so weit, zu behaupten, daß die Ehen zwischen Eltern und Kindern, so wie zwischen Geschwistern rechtmäßig wären. Ich frage: ziemt es einem Philosophen, die Götter seines Volks lächerlich, und verächtlich zu machen, ihnen die gröbsten Laster anzudichten, das alles in verführerischer Darstellung dem Haufen zu lesen zu geben, und gegen alle Gesetze der Natur und Menschheit der Blutschande das Wort zu reden?

Bey dieser Unzüchtigkeit wäre es allerdings ein Wunder, daß er ein Alter von 73 Jahren

lichen Körper und angestrengten Fleisse so lange zu erhalten. Er starb im 73 Jahre seines Alters: man sagt, vor Lachen. Ein Esel hatte ihm die Feigen weggeschnappt: gieb ihm nun auch den Wein zum Desert, sagte Chrysipp zu der Alten, und lachte so herzlich, daß er wegblieb. Andre erzählen, er sey am Schwindel gestorben, nach dem Genusse eines Weins, den er nicht vertragen konnte. Beydes würde ihm nicht zur Schande gereichen, denn beydes ist etwas zufälliges, und konnte bey einem Manne seines Alters sehr leicht den Tod nach sich ziehen.

---

erreichte, zumahl, da er einen schwächlichen Körper hatte, wenn man nicht wüste, daß mehrere Personen, die es noch ärger gemacht hatten, dennoch sehr alt geworden sind. Auch hatte sich Chrysipp in seinem Leben immer sehr vor dem Denken in Acht genommen, welches bekanntlich mehr, als Unkeuschheit, den Körper schwächt. Sein Tod war, wie sein Leben, nach dem Berichte einiger, der Tod eines Narren, denn er starb vor Lachen über seinen eignen albernen Witz, oder, nach Andern, der Tod eines Liederlichen, denn er soll an einer

Zum Schlusse müssen wir noch einige seiner Aeußerungen anführen, die bey den Schriftstellern aufbehalten worden sind.

Als man ihn einst fragte: warum er kein öffentliches Amt übernehme? antwortete er: wer ein öffentliches Amt schlecht verwaltet, mißfällt den Göttern: wer es gut verwaltet, gefällt den Bürgern. Ein Ausspruch, ganz eines ächten Weisen würdig. Denn der Weise hütet sich, etwas zu übernehmen, was ihm in dem einen Falle den Zorn der Götter, und in dem andern mehr nicht, als den Beyfall ge-

---

Ueberladung mit Wein gestorben seyn. Eins ist so glaublich und so rühmlich, wie das andre, und zeugt von Albernheit und Unmässigkeit, zwey Eigenschaften, die den Chrysipp durch sein ganzes Leben begleitet hatten.

Da bey einigen Schriftstellern manche Aeußerungen von ihm aufbehalten worden sind; so müssen wir zum Schlusse noch etwas dabey verweilen.

Wer ein öffentliches Amt schlecht verwaltet, mißfällt den Göttern: wer es gut verwaltet, gefällt den Bürgern; dieß war die Ant-

wöhnlicher Menschen zuziehen könnte, für welchen er zu groß ist.

In seinem Werke vom Schönen und Angenehmen kam folgende Beschreibung der Gerechtigkeit vor:

Die Gerechtigkezt ist Jungfrau: Anzeige ihrer Unverführbarkeit: sie giebt nie dem Frevler nach, verstattet nicht Reden, Bitten, Schmeicheley, nichts. Daher wird sie mit finsterm ernstem Gesicht gebildet, ihr Blick fest und wild, die Ungerechten zu schrecken, den Ge-

---

wort auf die Frage an ihn: warum er kein öffentliches Amt übernehme. Aber wie albern! Sollte der, welcher den Göttern *mißfällt*, wenn er *Böses* thut, ihnen nicht eben so *gefallen*, wenn er *Gutes* thut? Und soll der Weise gar nicht auf das Urtheil der Menschen achten? und nichts zu ihrem besten thun? Was ist die Weisheit, wenn sie nicht thätige Menschenliebe wirkt?

Auch folgende Beschreibung der Gerechtigkeit ist aufbehalten worden:

Die Gerechtigkeit u. s. w. Und dieses Gemählde giebt er für getroffen aus? Zeigt eine

rechten Zutrauen einzuflößen: denn eine solche Miene ist den Gerechten Freude, den Ungerechten, schrecklich. Wie bedeutend und wahr das Ganze, wie richtig jeder einzelne Zug!

Anderswo sagte er: der Weise hat Schmerz, aber nicht Qual: er bedarf manches, aber er hat keine Bedürfnisse. Wie schön ausgedrückt!

Und an einer andern Stelle: der Quell des Ausdrucks ist — das Denken. Vortreflich!

---

solche Person, wem ihr wollt, und ich wette, jeder wird sie für das Symbol der Grausamkeit oder wenigstens der Strenge erklären. So herrlich verstand sich Chrysipp auf die Allegorie.

Andre seiner Aussprüche sind theils nur halbwahr, theils entlehnt. Der letztre insbesondre mag zur Erklärung dienen, warum Chrysipp einen so elenden Styl hatte, weil er — elend dachte.

Die Bruchstücke selbst.

Das Offenbare hat mir und allen Weisen, die mir ähnlich sind, von jeher mißfallen: und ich kann mich daher nicht enthalten, in dieser Schrift, und zwar, zum letztenmahl offenbar, darzuthun, daß das Versteckte eigentlich die Seele einer guten Schreibart sey.

Das Versteckte ist offenbar die Lieblingsfigur der Götter selbst. Selbst in dem grossen Buche der Natur schreiben sie versteckt. Denn gleicht nicht die Natur der Penelope, die das Gelübde ihres Gewebes mit gleicher Treue erfüllt und vereitelt, so daß ihre begierigen Freyer endlich darüber zu Schanden werden, und Niemand etwas von den Absichten der weisen Frau errathen kann? — Oder haben die Götter jemahls ein Orakel gegeben, welches im eigentlichen Sinne genommen werden konnte und durfte?

Mit Recht haben also die weisesten Männer die Götter auch in diesem Stücke nachgeahmt. Wer würde sich die Mühe geben, ihre

Schriften öfterer zu lesen, wenn er sie gleich das erstemahl vollkommen verstünde! Wir kennen alle den berühmten Heraklit, der sogar den Beynahmen des Dunkeln bekam: ich möchte ihn lieber den Versteckten nennen. Die grösten Schönheiten eines Buchs, so wie seine verderblichsten Fehler sind, wie die Elemente, unsichtbar. Der Vogel der Weisheitsgöttin ist — eine Nachteule, die ihr Wesen immer in Nacht und Nebel versteckt treibt.

Ist es im menschlichen Leben anders? Hätten die Götter dem weisen Momus den unweisen Wunsch gewährt, an jedes Menschen Brust ein Fenster anzubringen, durch welches man bis in die feinste Gedanken- und Begierden-Fieber hineinschauen könnte; so würden wir unter lauter offnen Himmeln und Höllen wandeln, und bedürften blos Augen, aber keinen Verstand. Und sind nicht die Ehen in Sparta eben darum so selten und erzwungen, weil die Reitze der Spartanerinnen nicht versteckt genug gehalten werden? — —

Wo sollten wir hin mit der ganzen Schaar der Räthsel, der Zweydeutigkeiten, Anspielungen, Ironieen, Metaphern und Allegorieen! —

Manches ist wirklich versteckt: einiges sieht nur so aus. Dem Leser ist das im Grunde einerley: denn er hat in beyden Fällen etwas zu suchen; und findet er im letztern nichts fremdes, so findet er etwas Eignes, was er selbst eben erst hinein versteckt hat. — Man kann sich verstecken, überhaupt, um gesucht zu werden: oder um desto unbemerkter auf die Vorübergehenden schelten und werfen zu können: oder um nicht von ihnen gescholten und geworfen zu werden; das letztre ist eigentlich ein Verschanzen. — —

Es giebt in der Regel immer nur einen Hierophanten, aber hundert Fackelträger. Was sollte man mit diesen Leuten anfangen, wenn der Hierophant alle hundert Fackeln selbst trüge? Und gäbe es nicht Schriftsteller, in deren Werke der Leser nicht deutlich sehen kann; wo sollten alle die kleinen Männer hin, die das Lohngeschäft treiben, der Welt die Augen zu öfnen? — —

So oft ich ein Gedicht in die Hand nehme, worinn alles so klar und offenbar da liegt, daß man nur hinsehen darf: so gebe ich mir die Mühe, um doch eine zu haben, und suche alles

das auf, was noch dahinter versteckt seyn könnte. Auf diese Art habe ich schon mehr, als ein Gedicht selbst gemacht, den Halbbruder gleichsam von dem Gelesenen, aus einem Ey ausgebrütet von zwey verschiedenen Hennen, aber von demselben Himmelsschwan befruchtet. So sehr hat sich mein Scharfsinn an das Sachen gewöhnt.

Daher habe ich mich nie genug wundern können, wie es weise Männer geben kann, die sich auf ihre offenbare Deutlichkeit etwas zu gute thun. Die Rose, sagt man, ist am anziehendsten, so lange sie in der Knospe versteckt liegt, und erst zum Durchbruch hervorblickt: ist sie ganz ausgebrochen, so sieht sie voll aus, duftet eine Zeit lang, und dann verwelkt sie jämmerlich.

Aber ich denke immer, die offenbaren Schriftsteller, wenigstens viele von ihnen, mögen nichts haben, was ste verstecken können. Sie geben sich auf einmahl aus, wie arme oder schlechte Wirthe und haben keinen Nothpfennig zurückzulegen. Sie müssen warten, bis eine neue Zahlung von andern bey ihnen einläuft. Solche Zahlungen liefert aber Niemand besser, als der versteckte Schriftsteller. Da haben sie doch etwas aufzudecken, oder zu belachen, oder zu

meistern, und werden eine Spanne grösser, indem sie sich, wie Oedipus, auf die Sphynx setzen, sie erst zu errathen und dann tod zu machen: wenn sie es nicht etwa gar umgekehrt anfangen.

Wer hat es nicht schon vor mir gewußt, daß es zwey Arten von Schriftstellern giebt, wovon die eine dem Zeus gleicht, der das Metall entstehen läßt, die andre dem Hephästos, der es nur verarbeitet? Ist es denn nicht bekannt, daß das Metall, besonders das edelste, in allerley Umgebungen versteckt liegt, und erst gesucht und gereinigt werden muß? Nun stellt sich aber ein solcher Hephästos hin, uad bösselt und hämmert, und thut stolz darauf, daß er das Metall reiner hämmre, als Zeus es erschaffe. Ja es giebt sogar Schmiede, die das Metall nicht einmahl aus der ersten Hand verarbeiten, sondern fremde fertige Kunstwerke auf den Ambos nehmen, und nur durchhämmern. Das sind grade die eingebildetsten. — —

Wie viel Jammer erlitt die Welt unter Deukalion! Eine Wasserfluth überzog alles, was hervorragte. Er selbst warf mit Steinen hinter sich, und siehe! aus diesen entstanden

ganze Haufen geharnischter Männer, die wüthend und fürchterlich um sich schlugen. Man erzählt, Deukalion sey selbst am schlimmsten dabey weggekommen. — —

Poseidon nahm Theil an dem Kriege gegen die Giganten. Er wagte sich besonders an den furchtbarsten derselben, den Polybotes. Nach Beendigung des Krieges ward ihm die Herrschaft über das Meer zuerkannt, weil er es verstanden hatte, die Giganten zu rechter Zeit zu ersäufen. — —

Der Sinn dieser Erzählungen — —
(Hier findet sich die gröste Lücke im ganzen Texte.)

Am schlimmsten wären, ohne den Gebrauch des Versteckten, unstreitig diejenigen daran, welche es nicht über ihr kluges Herz bringen können, Jemanden zu loben, und doch zu furchtsam sind, ihn zu tadeln. Gäbe es für diese Menschen nicht gewisse Figuren in der Sprache, welche die Stelle einer sanften Ohrfeige vertreten; was wollten sie anfangen? — Pflegen sie nicht eben darum, znerst zu loben und am Ende zu tadeln, weil sie den Tadel hinter das Lob verstecken müssen? Man weiß es von allen Jägern, daß Bergab mehr Haasen

gefangen werden. — Wie freue ich mich im voraus auf die versteckten Wendungen, mit welchen man über diese meine Schrift: Vom Versteckten, herfallen wird. Chrysipp, wird es heissen, sollte nur, wenn er. — Man kann nicht leugnen, daß einiges. — Gewiß wird er selbst fühlen. — Wir wollen untersuchen, woran es eigentlich liegt. — Man sieht daß bloß die Nachahmung. — Er sollte, sich selbst überlassen, nicht fremdes. — Ganz fehlt es in der That nicht. — Wenn es ihm mit seiner Erklärung Ernst ist. — Bey mehr Feile und Musse. — Unbeschadet der Achtung für seine übrigen Verdienste. — Freylich ist unser Urtheil. — Man hätte die ganze Idee vielleicht auch von der Seite. —

Und so komme ich denn ganz natürlich auf Leute meines Schlages. Wie sollten wir uns denn ein wenig Lob oder Gnade erbitten, wenn wir es nicht versteckt thun könnten? Nun aber, stecken wir uns hinter die Bescheidenheit, womit wir von uns selbst — nicht viel Gutes und eben so wenig Böses — sagen: oder wohl auch hinter eine gewisse Unbarmherzigkeit, womit wir uns selbst mißhandeln, wie einige Spar-

tanische Sclaven, die sich selbst abstrafen, um ihren Herrn die Mühe zu ersparen: oder hinter eine Höflichkeit gegen Andre, von denen wir etwa Tadel fürchten: oder hinter ein gänzliches Stillschweigen, womit wir gleichgültig abwarten, was da kommen wird: oder hinter eine flüchtige Erwähnung derer, die es noch schlechter oder anders gemacht haben: oder hinter etwas Aehnliches.

Lykias, der sich unter allen Nachteulen in Tarsos und den umliegenden Gegenden für die einzige hält, die auf dem Helm der Athene sitzt, oder wenigstens darauf kommen wird, wenn die alte abscheidet — — (Lücke.)

Die Heucheley ist die einzige Heucheley, die unserm Zeitalter fehlt. — — (Lücke.)

Man ist herzlich froh, wenn man da, wo man der Ordnung nach einen Schriftsteller erwartete, einen Menschen findet: aber eben so unwillig, wenn man da, wo man einen Menschen erwartete, einen Schriftsteller findet. Das ist keine gute Art des Versteckten. Eben so wenig, wie die, welche es den Jägern nachthut, oder den Krokodilen. Wahrlich, es that mir oft in der Seele weh, wenn ich ein glück-

glückliches Thier wandeln sah, unbefangen und unschuldig, immer näher an das Dickicht, hinter welchem sein Feind versteckt war, noch immer nichts fürchtend, gar nicht an Furcht denkend, bis auf einmahl Furcht und Tod zugleich darüber herfiel.

Ja, wenn noch jede frohe Stunde oder jedes Lebensjahr, welches ein Schriftsteller dem andern wegnimmt, seinem eignen zugesetzt würde, wenn die Schriftsteller unsterblich würden, wie die Helden, durchs Todtmachen. Aber gewöhnlich ist es der Fall, daß Opfer und Schlächter zugleich vergessen werden, oder dieser noch eher, als jenes. —

Ich, Chrysippus, schreibe zu meinem eignen Vergnügen, und bin immer mein ältester Lobredner, wie mein ältester Leser. Ich gehe da und dort lustwandeln: und muß daher oft von Herzen lachen, wenn mich an der Seite und von hinten die Leute hetzen und anschreyen und beschreyen, weil sie meinen, ich wolle im Hippodromion wettlaufen, mit ihnen selbst oder mit andern. Laßt mich zur Ruhe, lieben Leu-

te, und lauft meinetwegen um die Wette, so lange ihr wollt: ich will euch den Preiß nicht streitig machen. Ist denn das Hippodromion blos zum Wettlaufen, und nicht auch zum Spatzierengehn?

Einfälle griechischer Weisen.

Die Schmeicheley gleicht einem Grabstein. Unten ist Staub und Moder, und oben steht der Name (der Freundschaft) eingegraben, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung. Diogenes.

Die Freunde der Dialektik gleichen den Krebsessern: durch eine Menge Schaalen gelangen sie zu einem winzigen Bissen. Ariston.

Der Polyp verzehrt die neuen Büschel, die ihm anwachsen. So tilgt der Philosoph seine ältern Meynungen aus, wenn er klüger wird. Carneades.

Die Weisheit gleicht dem Monde: er nimmt unaufhörlich zu und ab. Clitomachus.

Eines Geitzigen Leben gleicht einer Trauermahlzeit. Es fehlt an nichts, als an einem Lustigmacher. Ariston.

Es ist ungerecht, auf böse Könige zu schelten. Denn wir sind alle eben so böse, nur nicht alle — Könige. Musonius.

Das Mitleid aus der Welt schaffen, hiesse, die Altäre aus den Tempeln nehmen. Phocion.

Die Menschen sind theils lächerlich, theils verhaßt, theils mitleidswerth. Lächerlich, wenn sie nach höheren Dingen streben, verhaßt, wenn sie sie erreichen, mitleidswerth, wenn sie nicht erreichen. Phavorin.

Ein Leben ohne Festtage ist eine lange Reise ohne Wirthshäuser. Demokrit.

Man fragte den Sokrates: warum er nichts schriebe? Weil ich sehe, daß das Papier weit kostbarer ist, als das, was ich darauf schreiben würde.

Das Leben des Armen gleicht einer Schiffarth am Ufer, das Leben des Reichen einer Farth auf der hohen See. Jener kann leicht landen und aussteigen, dieser nicht also. Aristonymus.

Was ist der Mensch? Ein Muster der Schwachheit, ein Raub der Zeit, ein Spiel des Glücks, ein Bild der Unbeständigkeit, eine Waage des Neides und Jammers: ausserdem — Schleim und Galle. Aristoteles.

Wem die Götter nichts geben wollen, dem geben sie Reichthum, und nehmen ihm den Verstand. So hat er — Nichts. Antiphon.

Die Augenbraunen sind ein kleiner Theil des Körpers, aber wahrlich kein unbedeutender. Denn sie können ganze Menschenleben verfinstern. Demetrius.

Auch der beste Mensch gleicht einem Punischen Apfel. Ein Kern wenigstens ist darinn gewiß faul. Krates.

Du klagst, daß es so schwer sey, einen Weisen zu finden? Freylich wohl, denn der Suchende muß selbst ein Weiser seyn. Xenophanes.

Die Reichen sind den Geldsäcken ähnlich, die man, trotz ihres schlechten Zeuges, doch um der Münzen willen schätzt, welche darinn enthalten sind. Bion.

Xanthippe.

An die Leserinnen.

Der Name Xanthippe ist Ihnen, meine schöne Leserinnen, wohl allen bekannt, wärs auch nur aus den Nürnberger ABCBuche, in welchem er nebst der Römischen Zahl X. einen erbaulichen Reim abgiebt. Oder vielleicht hat manche von Ihnen gar schon einmahl den Dampf erleben müssen, von ihrem gelehrten Eheherrn in einem kleinen Ueberlaufe von Unwillen diesen Ehren-Nahmen zu erhalten? Grämen Sie sich darüber nicht, meine Süsse, die Beschimpfung ist nicht von Bedeutnng.

„Wie? nicht von Bedeutung? Und doch „hat mir mein lieber Mann, als ich ihn zu einer andern Zeit um eine Erklärung dieses häß„lichen Wortes bath, mit dürren Worten ver„sichert, Xanthippe sey eine blinde Heydin und „das böseste, eitelste, zanksüchtigste Weib un„ter Sonn' und Mond gewesen, die ihrem lie-

„den Gemahl das Leben herzlich sauer gemacht „habe, und wie das weiter lautete.“

Das mag freylich sehr übel gelautet haben. Aber bedenken sie selbst: Socrates, der Gemahl dieser Xanthippe, war ein Mann, der, durch Lehre und Leben für sein Vaterland und die ganze Menschheit wichtig geworden ist, ein Mann, den selbst die damahlige privilegirte Weise Frau Pythia für den weisesten Menschen erklärte, kurz, ein einsichtsvoller, kluger, tugendhafter, freundlicher, guter, lieber Mann. Und dieser gute liebe Mann sollte eine so grundböse Frau geheyrathet haben?

„Vielleicht hatte er sie vor der Hochzeit gar „nicht gekannt?“ — Läßt sich von einem so einsichtsvollen klugen Manne nicht denken.

„Vielleicht ist sie erst in der Ehe so böse ge„worden?“ — Läßt sich von einem so guten lieben Manne nicht denken.

„Ach! ich merke, lispelt dort eine junge „Schöne, Socrates war wohl weise und gut, „aber — aber sehr — häßlich: wenigstens „auf dem einen Bilde, —„ Sachte! auch das ist ein blosses Mährchen. Socrates war freylich kein Bildschöner Jüngling, aber ein

wohlgewachsner hübscher Mann, den man wohl leiden konnte, den sogar die schönste Dame in Athen, die berühmte Aspasia, gern um sich sah.

„War sie etwa sehr reich?“ — Dann hätte ein so einsichtsvoller Mann sie gewiß nicht geheyrathet. Auch werden Sie bald sehen, daß die gute Xanthippe vielmehr ganz arm war.

„Nun, was war sie denn?“ Ein Weib, meine Damen, nicht mehr, nicht weniger: am wenigsten ein grundböses. Zwar annotiren einige Scriptores graeci et. —

Sie verziehen Ihren schönen Mund? Sie wollen meine gelehrte Untersuchung nicht hören? Aber ich bitte Sie, zu bedenken, daß es hier um die Ehre geht. Oder ist nicht jede Vertheydigung und Rettung eines bösen Weibes zugleich eine Ehre für das ganze Geschlecht? Dürfen Sie nun nicht hoffen, daß, wenn ja die Geschichte so unartig seyn sollte, mit Ihrem lieben Namen einen dergleichen Spott zu treiben, nach Jahrhunderten auch einmahl ein solcher Vertheydiger Ihrer Unschuld aufstehen werde?

Doch ich will artig seyn, und alle die gelehrten Namen und Titel, die ich anführen

muß, unten in die Noten verweisen, damit Ihr sanftes Auge nicht jeden Augenblick über griechische oder lateinische Haaken stolpern darf.

Xanthippe heißt zu deutsch Blondchen — (die alten groben Gelehrten übersetzen es Rothfuchs, *) pfuy über die Unartigen! da lob ich mir die heutigen Gelehrten, wie ich einer bin; heißt denn Xantos so grobweg roth? der blonde Menelaus ein Rothkopf? muß denn Hippe überall ein Pferd, eine Stutte, bedeuten? —) und es hat sogar eine Heilige gegeben, die diesen Namen führte, und mit demselben heilig und seelig wurde. Schon eine gute Vorbedeutung!

Heilig war unsers Socrates Blondchen nicht — über ihre Seeligkeit darf ich mich nicht einlassen — sie war, (vorausgesetzt, daß die nächstfolgenden Erzählungen ihre Richtigkeit haben) was wir und Sie alle sind.

Erstens nemlich ein wenig, aber auch nur ein klein wenig, eitel. „Als sie einsmahls

---

*) Heumann in dem Aufsatze die ehrliche Xanthippe, in den actis philos. Th. 1. S. 106.

ausgehen wollte, einer öffentlichen Feyerlichkeit beyzuwohnen, both ihr Socrates sein Oberkleid an. *) Sie schlug (vielleicht mit einer kleinen Mundschleppe) dieses Anerbiethen aus, und Socrates gab ihr die freundliche Weisung: Ich sehe wohl, du willst ausgehen, nicht um zu sehen, sondern um gesehen zu werden. **) Ach! meine Schönen, wenn jede solche Scene in die allgemeine Weltgeschichte eingetragen würde! Welche von Ihnen geht nicht gern einmahl aus, um gesehen zu werden? Ist das ein Verbrechen? Ist es nicht mit Tausenden von unserm Geschlechte eben so? darf ein Mann damit unzufrieden seyn, wenn seine Gattin ein wenig eitel ist? Was würde aus der vornehmsten Zierde des weiblichen Geschlechts, aus Reinlichkeit und Anmuth, werden? Welche von Ihnen würde also nicht etwas scheel sehen, wenn sie sich mit einem, oder viel-

*) Manns- und Frauenkleider waren in Griechenland beynahe ganz gleichförmig. Auch der Feldherr Phocion theilte seine Garderobe mit seiner Gemahlin. S. Aelian. Var. Hist. VII. 9.

**) So erzählt Aelian. V. H. VII. 10.

mehr mit keinem Kleide *) behelfen sollte? Gewiß, Sie alle sprechen bey dieser Erzählung unser Blondchen von ganzem Herzen frey.

Zum andern ein wenig, aber wieder nur ein klein wenig, eigensinnig." Wenn Socrates die Geschenke, die man ihm ins Haus sandte, nicht annahm, ward sie darüber unwillig.,, Aber offenbar ging auch Socrates in seiner Entsagung zn weit, und konnte er von einer Frau, die eine Haushaltung von wenig oder — Nichts bestreiten sollte, mit Recht verlangen, daß sie alle diese Geschenke in Küche uud Keller so ruhig sollte wieder abweisen sehen? Was giengen sie seine philosophischen Grillen, über Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und Entsagung an? Was gab er ihr dagegen für Ersatz? Wieviel bekam sie in die Haushaltung? Aus allen Umständen zu schliessen, blutwenig. ,,Aber — erzählt jemand — als einsmahls Alcibia-

*) Socrates und seine Xanthippe hatten zusammen nur ein Kleid; gieng er aus, so muste sie zu Hause bleiben. S. Antonin. Selbstbetr. XI. 28. Es muß also von einer andern Zeit gelten, was Diogenes dem Plato (Sympos.) nachschreibt, daß Socrates manchmahl auch ein gutes Kleid angezogen habe.

Aelian. V. H. IX. 29.

des ihrem Gemahl einen Kuchen schickte, trat sie dieses Geschenk aus Haß gegen den Geber mit Füssen.,, *) Auch das kann seyn, ist aber auch nicht von Belange. Gesetzt, meine schöne Leserin, Ihr Gatte machte es, wie Socrates, bestimmte zur Haushaltung nur wenig, schickte alle beträchtliche Geschenke, die man ihm brächte, troß Ihres Einspruchs unangerührt fort, und behielte nur grade ein Geschenk von dem Manne, der in der ganzen Stadt als ein Wüstling verrufen wäre, der Ihren Gemahl Stunden- und Tagelang von Ihrer Seite entfernte, der sich gegen Sie selbst unartig betrüge und hinterher von Ihnen Böses spräche; **) sagen Sie aufrichtig, was würden Sie thun? — Socrates kann seine Gründe gehabt haben, warum er so handelte; aber Xanthippe hatte doch wahrlich auch ihre Gründe, warum sie so handelte.

Mögen also die Anecdoten, die ich so eben angeführt habe, immerhin wahr und richtig

*) Ebend. XI. 12.

**) Als ein solcher Mann erscheint Alcibiades, wenn alle die folgenden Anecdoten wahr sind. Sind sie es auch nicht: so hatte Xanthippens Haß doch immer noch einen guten Grund.

seyn: sie beweisen gegen unsre Xanthippe herzlich wenig. Mehr würden die folgenden beweisen, wenn sie wahr wären.

„Als Socrates einsmahls einen Gast mitbrachte, ward Xanthippe darüber so böse, daß sie in die Stube kam und den Tisch umwarf. Der Gast erschrak: aber Socrates sagte ganz ruhig zu ihm: Lieber Freund, weißt du noch, als ich neulich bey dir war, machte es eins von deinen Hünern eben so, und ich erschrack doch nicht?„ *)

Ich frage beyläufig: war der Tisch leer, oder mit Speisen besetzt? waren die Hüner in Athen grösser und stärker, als die unsrigen? Und warum schalt Socrates nicht sein Blondchen, sondern vielmehr seinen Freund, und noch dazu bloß wegen seines Erschreckens? Aber der ehrliche Mann, der dieses Mährchen erzählt, war wohl seiner Sache nicht so recht gewiß. Denn an einer andern Stelle **) erzählt er es von der Frau des weisen Pittakus; und wenn man eine und dieselbe Anecdote von

*) Das erzählt Plutarch de Ira cohib. S. 454.

**) De tranquill. animi. S. 471.

zwey verschiedenen Personen erzählt, so hat sie schon viel Verdacht gegen sich. — Also eine andere.

„Einsmahl kam Socrates mit Alcibiades nach Hause. Erst schalt ihn Xanthippe tüchtig aus, dann begoß sie ihn sogar mit unsaubern Strömen. Dacht ichs doch, sagte Socrates, auf den Donner folgt der Platzregen. Aber ums Himmelswillen, fragte Alcibiades, wie kannst du doch ein so mürrisches Weib ertragen? Ich bin es eben so gewohnt, antwortete Socrates, wie der Müller das Klappern der Räder. Ein andermahl half sich Socrates aus einer ähnlichen Verlegenheit damit, daß er versicherte, er lerne durch seine Frau, mit andern Menschen umgehn, wie sich ein Reuter durch Behandlung wilder Pferde daran gewöhne, jedes Pferd zu dressiren.„ Nach diesen und ähnlichen Erzählungen haben denn nachherige Schriftsteller, die Xanthippe um die Wette ein mürrisches, wildes, zanksüchtiges Weib gescholten, und ihren duldenden Gatten inniglich bedauert. **)

*) Diese und andre Anecdoten erzählt Diogenes Laertius im Leben des Socrates II.

**) Plutarch, Gellius, Seneca, und besonders die noch jüngern Schriftsteller, die Kirchenväter u. a.

Die Beschuldigung der Untreue ist indessen schon längst wiederlegt. *)

Alle diese Schriftsteller, welche unsrer Xanthippe böses nachsagen, sind nicht Zeitgenossen von ihr, sondern haben erst mehrere Jahrhunderte nach ihr gelebt. Die meisten sind als leichtgläubige Anecdotensammler bekannt und überwiesen. **)

Nun ist es in dieser Rücksicht nicht leicht Jemandem übler ergangen, als den weisen Männern der alten Zeit. Was für erbärmliche Anecdoten hat man nicht von dem, Ihnen gewiß bekannten, Fabeldichter Aesop erzählt! Was für Mährchen von Solon, Pythagoras, Bias, Democrit, Heraclit, Diogenes und mehreren klugen Männern jener Zeit! Warum das? Erstens, um doch etwas von ihnen zu erzählen, da von den Lebensumständen derselben wenig bekannt war. Zweytens, um manchen ganz neuen Anecdoten und Schnurren durch alte Namen Glauben und Ansehen zu verschaffen, (wie mancher von denen, die solche häßliche Geschichten

*) S. Stanley im Leben des Socr. C. 16. S. 186.

**) Plutarch, Aelian, Diogenes.

ten von Xanthippen erzählen, mag nicht gar seines Nachbars oder seine eigne darunter meynen)! Endlich, wie es denn so geht, aus Mißverstand, Uebereilung, aus Vorliebe und Haß, aus Bewunderung und Geringschätzung gegen jene Männer. Socrates, zum Beyspiel, ward nun einmahl für das Ideal eines Weisen und Guten angenommen. Ohne Versuchung kann Niemand seine Weisheit, ohne Leiden Niemand seine Güte bewähren. Was Wunder also, wenn man ihm in der Person seiner Gemahlin Leiden und Versuchung zur Gnüge andichtete! zumahl da es zu keiner Zeit an wahren boshaften Weiberfeinden gefehlt hat, die sichs zur Freude machten, alles, was diesem Geschlechte zur Schande gereichen könnte, zu glauben und zu verbreiten. *)

Ferner wissen Sie ja wohl selbst, meine schöne Leserin, wie Sie es bisweilen zu machen pflegen. Haben Sie nehmlich erst einmahl einen Namen ausgefunden, der einen kleinen

---

*) Man trug sich sogar mit der Nachricht, Socrates habe zu gleicher Zeit zwey böse Weiber gehabt. Gott bewahre!

Flecken hat, so werfen Sie dann ohne Besinnen alles auf ihn, was keinen Namen hat. Sicher ist es mit unsrer Xanthippe eben so ergangen.

Denn fragen wir ihre Zeitgenossen: so sieht die Sache ganz anders aus. Ein einziger von ihnen *) sagt zwar beyläufig, sie sey ein sehr schwer zu behandelndes, sehr launisches Weib gewesen: aber das ist zu wenig bestimmt, um sie vor aller Welt deswegen zu verdammen. Erzählt nicht selbst der, welcher sonst manches böse von ihr aufbehalten hat, **) sie habe ihre Kinder als Mutter behandelt, habe sie selbst gesäugt, habe sogar den Kindern ihrer Bedienten die Brust gereicht, um ihnen damit Liebe für ihre (Xanthippens) Kinder einzuflößen? Stimmt dieses Benehmen mit dem Character eines grundbösen Weibes? — Der andre Zeitgenosse des Socrates sagt nicht das mindeste von ihrer schlechten Aufführung, er bemerkt bloß, daß Xanthippe bey ihrem Gemahl im Gefängnisse sehr traurig gewesen sey. ***)

---

*) Xenophon Sympos. II. 10.
**) Plutarch.
***) Plato im Dialog Phädon.

Noch ist ein Zeitgenosse des Socrates übrig, der sich, nach damaliger Sitte, die Freyheit nahm, grosse und kleine Menschen, mit Namen und Stand, in öffentlichen Lustspielen durchzuziehn, der in mehr als einem solchen Stücke die bösen Weiber derb züchtigte, der sogar unsern allgemein geschätzten Socrates auf das schimpflichste durchzog und dem Gelächter Preiß gab. *) Und dieser sagt von Xanthippen kein Wort. Sollte er sie nicht gekannt, sollte er nicht hundert Gelegenheiten gehabt haben, sie in Gesellschaft ihres Gatten, oder auch allein, durch seine Lustspiele zu beschimpfen? Und doch sagt er kein Wort. Unmöglich kann sie also, dünkt mich, so ausgezeichnet böse gewesen seyn, wie man sie nachher gemacht hat.

Und was sagt denn Socrates selbst? — Giebt er nicht dem Lamprocles, seinem Sohne, die herzlichsten Ermahnungen zur Liebe gegen sie? Rühmt er nicht ihre mütterliche Treue und Zärtlichkeit? Und wenn er gleich ihre Zunge ta-

*) Der Komödiendichter Aristophanes. S. besonders dessen Lustspiel die Wolken.

delt, preißt er nicht desto wärmer ihr Herz!?
(Xenoph. Denkwürd. II. 2. 1.)

Wie unhistorisch und ungerecht würden wir demnach, meine schöne Leserinnen, handeln, wenn wir künftig fortführen, uns bey dem Namen Xanthippe noch immer ein Ideal von bösem Weibe zu denken! — Aber, — wendet hier ein Murrkopf ein, der Ihnen über die Schultern mit in dieses Blatt geguckt hat, — wo sollen wir nun sogleich einen andern Namen für diesen Bedarf herbekommen?

Meine Antwort ist kürzlich: Ich glaube nicht, daß wir eines solchen Namens bedürfen. Die eine Frau kann eitel, die andre zänkisch, die dritte jähzornig, die vierte geitzig, die fünfte verbuhlt, die sechste plauderhaft, die siebente verschwenderisch seyn: dieß alles zusammen ist gewiß keine. Nennen Sie also eine jede mit dem Beynamen, der ihr gebührt, und verschonen Sie die gute Xanthippe. Haben wir doch auch keinen Namen für das Ideal böser Männer!

II.

Poetische Reliquien und Fragmente.

Poetische
Reliquien und Fragmente.

Ich hatte mir nun einmahl vorgenommen, auch in diese Sammlung etwas Poetisches einzurücken. Man kann also denken, wie wenig mir zwey Urtheile gefallen konnten, die von den poetischen Stücken der ersten Sammlung gar nichts, oder etwas bedenkliches sagten. Aber von meinem Plane sollen sie mich doch nicht abbringen, dacht ich, und daher liefre ich hier einige Poetereyen, die nicht von mir gemacht, sondern blos ausgehoben und übersetzt sind.

Quis leget haec? — — —
Vel duo (vel nemo.)

Persius.

Ihr zwey also, die Ihr dieß lesen werdet, vernehmet denn, woher und warum ich es ausgewählt habe.

Die beyden Meistergesänge sind aus einer alten Handschrift auf der Rehdigerschen Bibliothek in Breslau, einer Sammlung von Meistergesängen, zusammen geschrieben von Leonhard Buchleytten von Viedt, Uhrmacher zu Brieg, im Jahr 1575. ohne die Namen der Verfasser, blos mit den Angaben der Melodieen-Erfinder.

Das erste scheint mir nicht übel erfunden und mit einer gewissen Naivetät ausgeführt zu seyn, so daß es in einem modernen Schmelztiegel zu etwas recht artigem umgeformt werden könnte. Das andre sey als Lockspeise für gewisse Dichter hingeworfen, die sich in künstlichen Sylbenmaaßen üben wollen. Es mag allenfalls auch lehren, wie sehr die Zeiten sich geändert haben. Damahls ermunterte ein Dichter den andern, *sein Kunst auszutheilen* allezeit: jetzt schägt einer den andern grimmig darnieder und *verdirbt ihm sein Kunst subtil*.

Zu einer ähnlichen Betrachtung kann auch das darauf folgende Fragment Veranlassung geben.

Alles übrige wird sich durch die Noten und durch sich selbst erklären. Sollten indessen die Duo in allen diesen Stücken weder die altdeutsche Naivetät, noch die orientalische Schwermuth und Phantasie *) annehmlich finden; so kann ich nichts dafür, und lasse mir sogar gefallen.

Si mihi Polydamas et Troiades Labeonem Praetulerint.

*) Die arabischen Originale finden sie in Jones und Reiskens hierher gehörigen Werken.

Der Tod und Kupido.

In der Hagelblühweiß Frauenlobs.

1.

Als eines Mahls der Tod
Bey einem Wirth zur Herberg war,
Hieng er sein Köcher auf mit Todespfeilen,
Mit den er bringt in Noth,
Die da erleben lange Jahr:
Müssen durch sein Geschoß zu Grabe eilen.
Nach ihm Kupido Gott der Liebe spate
Auch in die Herberg zu dem Wirth eintrate,
Den legt der Wirth in des Todes Kemnate.

2.

Sein Köcher der aufhieng,
Darinn er hat der Liebe Strahl,
Damit er verwundet die Jungen alleine.
Früh in der Nacht da gieng
Der Tod hinweg, nahm in dem Fall
Kupidos Köcher, meynt, er wäre seine.

Kupido in der finstern nahm mit Eile
Des Todes Köcher und die Todespfeile;
Also erwischt jeder des andern Theile.

3.

Darnach wann der Tod schoß
Einen, so gab er ihm der Lieb
Wunden, und der thät um Buhlschaft werben.
Auch wann Kupido bloß
Durch diesen Pfeil einen Jüngling trieb
Zur Lieb, so mußt er an der Wunde sterben.
Derhalb mancher Alter noch um Liebe wirbet,
Dagegen mancher Jüngling gar verdirbet,
An der Liebe süssen Wunde stirbet.

Kemnate, Kammer. Strahl für Pfeile. finstern nehml. Nacht.

Die Dichter.

In der hohen Jünglingweiß Caspar Ottendorffers.

Die-
weil ich war
ein Jüngling je,
gieng ich aus und spatziert
in einer Au, und unbeführt
zu einem Brünnlein kame.
Fein
lustig gar
lauter und rein
das Wasser herausfloß,
und wurd allda gewaltig groß,
denn es gar sehr zunahme.
Und breitet sich aus überall,

---

je wird ausgesprochen, wie i.
unbeführt, ohngefähr.

Man sieht, daß sich, auser den nahen Reimen, immer die zweyte und achte, die fünfte, elfte und zwanzigste, und die zwölfte und siebzehnte Zeile in jeder Strophe reimen.

in alle Ort,
in alle Land,
und es war fort
gar weit erkannt.
Darnach sah ich in einem Thal
ein Brünnlein quellen auf,
das hätt auch aus der Erd sein Lauf
und war ganz lobesame.
Wie
es aber
mit nichten hie
gar keinen Ausgang hätt,
es sich zusam versammeln thät,
und war sehr faul und matte.
Dar-
zu es sehr
unlustig war,
darzu gelb und auch gren,
darumb daß es nit aus konnt gehn,
und verdarb an der State.
Ich dacht, das Brünnlein freudenreich,
das sich ausbreit

---

aber, hat den Ton auf der letzten Sylbe.
gren, grün.
State, Stätte, Stelle.

an alle End,
nah und weit,
und war erkennt,
Das ist einem Dichter geleich,
welcher durch Kunstes Kraft
an Tag bringt gute Meisterschaft,
und theilt sie aus mit Rathe.
Sein
Lob wird sehr
ausgebreit fein:
wo nur hinkommt sein Kunst,
mancher Meister trägt zu ihm Gunst,
wann er solichs ersichte.
Und
ein Dichter,
welcher all Stund,
sich übt Tag und Nacht,
gut meisterlich Gedichte macht,
und theilet sich aus nichte
Dem verdirbt auch sein Kunst subtil,
geleich wie dem
Brünnlein geschah,
unangenehm
sie wird hernach:
Darumb welicher Meister will,

daß man ihn lobe weit,
der theil sein Kunst aus allezeit;
so lehrt ihn mein Gedichte.

---

ausgebreit, der Ton kommt auf die vorletzte Sylbe.
solichs, solches.
ersichte, sieht.
ein Dichter, der Ton kommt auf die letzte Sylbe: also wieder ein schullender Reim, wie es die Meister nannten.

Naive Wehklage
eines Dichters über den Tod eines Dichters. *)

Deſt wahr, Reimar, du reueſt mich,
Michels härter, danne ich dich,
Ob du lebteſt und ich wäre erſtorben.
Ich will es bey meinen Treuen ſagen:
Dich ſelber wollt ich lützel klagen;
Ich klage dein edle Kunſt, daß ſie iſt verdorben.
Du konnteſt aller Welte Freude mehren,
So du es zu guten Dingen wollteſt kehren.
Mich reuet dein wohlredender Mund und dein viel ſüſſer Sang,
Daß die verdorben ſind bey meinen Zeiten,
Daß

*) Von Walter von der Vogelweide (Maneſſ. Samml. I. 105.) auf Reimar den Alten, (Ebend. I. 61.)

Deſt, das iſt. Michels, viel. Du reueſt mich, viel mehr, als ich dich reuen würde, wenn du lebteſt und ich geſtorben wäre. Lützel, wenig.

Daß du nicht eine Weile mochtest beiten,
So leist ich dir Gesellschaft, mein Singen ist
nicht lang.
Dein Seele müsse wohl gefahren, und habe
deine Junge Dank!

Beiten, warten. Gefahren, fahren.
Auch wir sagen: Fahre wohl!

Die schöne Helena.

Ein poetisches Gemählde. *)

Als Paris die Königin Helena ansah, sogleich hitzig entzündet ihn ihre Liebe (die Liebe zu ihr.) Ihn wunderte sehr ihres goldfarbigen langen gelben Haars, in goldne Zöpfe geflochten, wunderbar schön. Unter ihnen lag eine schneeweisse Stirn wohl erhaben; ein Mahl an der Stirn, **) bey den zwey Augenbraunen,

*) Aus einer handschriftlichen Uebersetzung des Dares Phrygius, aus dem funfzehnten Jahrhunderte, von welcher Klose in seinen Neuen liter. Unterhaltungen 1774 (einer treflichen Zeitschrift) Nachricht giebt. Die übersetzte Stelle lautet so; Fuere autem alter alteri similis, capillo flavo, oculis magnis, facie pura, bene figurati, corpore deducto. Helenam similem illis, formosam, animo simplici, blandam, cruribus optimis, notam inter duo supercilia habentem, ore pusillo. Ich habe nur die Orthographie und einige veraltete Formen geändert. Einige hervorstechende Ausdrücke sind angemerkt. Wer kann, vergleiche Ariosts Orl. fur. Cant. VII. 11-15.

**) Ein Mahl ist wohl keine Schönheit. Vielleicht ist der leere Fleck zwischen den Augenbraunen gemeynt.

als ob sie mit der Haut daran gemahlt wären, ziemlich erhaben, durchsichtig, nicht dunkel, noch mit Haaren verschwärzt. Zwey lichte klare Augen, gleich zweyen funkelnden lichten Sternen. Sie stunden in zwey Umläufen, wie zwey Edelsteine, als wären sie von königlichen Händen eingesetzt. Die Nase gleich nieder, nach ordentlicher Linie, die theilte ihre Wänglein in zwey gleiche Theile, nicht zu lang hernieder, auch nicht zu kurz, aufgeworfen — sie war schmal und länglicht gezogen mit menschlicher Weite. Ihre Wänglein weiß und roth in lichtem Scheine, gleich den rothen Rosen an ihren Blättern, hinten weiß und vorn roth durchfärbt, zu der Zeit, wo die Rose in ihren höchsten Kräften steht, ganz frisch und unverfallen. Ihr Mund lächelnd und schimpflich (scherzhaft) zugethan, mit feuerrothen Lippen, natürlich gestaltet, nicht zu dünn, sondern ein wenig aufgeworfen und kleinlich erhaben, Lindhart, also daß sie zu dem Kusse hitzig die Begierden leiteten. Ihre Zähne weiß, gleich elfenbeinernen, klein, nach einander gesetzt nach guter Ordnung: keiner gieng vor den andern: das Zahnfleisch oben und unten grade, recht

wehrlich, gepolstert, als wären Rosen und Lilien zusammen getragen. Das Kinn kleinlich und ungebogen, ein wenig zweyspaltig — Ihr Hals weiß, gleich der Weisse des Schnees, gefärbt mit eben dicker Fleischhaftigkeit, niederwärts ausgebreitet zu gleicher Masse, wie wenn die Weisse des Halses und die Röthe des Mundes wonniglich gegen einander blicken. Ihre Schultern gleich erhaben, nicht bauschend: der Rücken ein wenig eingebogen von den Schultern: ihre Arme gestreckt mit geziemender Gestalt, nnd lang, bequem zu umfangen. Die Hände weißlich, kleine Finger, vorn spitzlich, in rechter Länge, recht elfenbeinerne Nägel alle mit einander: Arme, Hände, und die Finger waren weiß, wie der Schnee und sanft erhaben. Zwey Tüttlein, wie zwey Aepflein natürlich gewachsen — und zuletzt das Wesen ihrer Person: an Größe und an Länge war sie nach dem Allerbequemstem gestaltet, daher ein jeder sich selbst wohl einbildet, wie die förmliche Gestalt der Giedmassen beschaffen war, die verborgen sind und sich nicht zu nennen fügen.

Liebesseufzer
des Dichter Buochein. *)

Herze, du bist ohne Sinn,
Folgest du den Augen nach.
Du magst nicht vollenden alles, das sie wollen spähen,
Enruche, wo sie sehen hin!
Darumbe ensey dir nicht zu gach,
Thust du es nicht, davon mag dir wohl grosser Schade beschehen.
Was zeihe aber ich die Augen mein? Es gar des Herzen Rath,
Die mir Augen, Herze, Leib sogar bezwungen hat,
Von der muß mich dünken gut, ob sie mich leben lat.

*) S. Maneß. Samml. II. 10. Ob ich gleich manche Stelle nicht genau erklären kann, so ist doch der Sinn im Ganzen klar, und die Wendung artig. Gar wird von gehren, begehren, abstammen. "Nicht meine Augen, mein Herz begehrte sie, die mir Augen und Herz einnahm.„

Alte Kern- und Waid-Sprüche.

Es ist nicht alles wahr,
— Laß grauen dir kein Haar —
Was man dir oft aufbürden thut,
Lach du darzu, und dreh dein Hut,
G'schicht nur einmahl im Jahr.

*

Es machet oft ein falscher Grus,
Daß man fälschlich danken muß.

*

Wenn du einem Lob zusagst,
So lob ihn, daß du ihn (ein andermahl) schelten magst.

*

Im Loben halt ein ziemlich Maaß,
Mit Schelten du besinn dich bas,
Wen man schilt, der schreibts in Stein,
Der aber schilt, in Staub hinein.

*

Wer wohl will, der thut allweg Recht.

Willst du dich der Klage schämen,
So hüt dich vor den Werken auch:
Mach kein Feuer, so hast kein Rauch.

*

Was machst du mir das Leben schwer?
Wir zanken hin und zanken her,
Und hast du mich genung gekränkt,
Wirst du und ich ins Grab gesenkt.

*

Trau Menschen nicht — ihr Herz sich wend't,
Dein bester Freund dir Unglück gönnt.

*

Erheb dich nicht der holden Kunst,
Dein Ruhm zergeht in Rauch und Dunst:
Sag an, wo ist der Meister Sang,
Der vor noch wonniglich erklang?
Vertroknet sind die starken Zungen,
Die Meister haben ausgesungen.

*

Wer immer dich belehren will,
Und hält nie deiner Lehre still;
Wer immer spricht von seinen Sorgen,
Wer anders heut ist, anders morgen;

Wer immer tadelt, wo er kann,
Und hält sich für den ersten Mann;
Wer duldet keinen Widerspruch,
Den flieh und meide, bist du klug.

*

Willst du genehm den Menschen seyn,
So singe nie dein Lied allein:
Stimm weislich nur ein Liedlein an,
Auf daß der Andre singen kann.

*

Der frägt, ob du wohl und gesund,
Und wünscht dich in der Erde Grund:
Der lobt dich frisch ins Antlitz drein,
Und möchte lieber an dich speyn:
Der frägt dich fein und listig aus,
Und geht damit von Haus zu Haus:
Viel lieber will ich Haß und Neid,
Denn solcher Molche Freundlichkeit.

Der Friede.

Bruchstücke aus einem Gedichte von dem Spielenden. *)

Ihr Haupt krönen die Oliven
So von lindem Oele triefen,
Oel, das unsre Wunden heilt.
Ihre Rechte bringet Früchte,
Ihre linke Kunstgerüchte,
Und ihr heller Flügel eilt,
Ihre Kleidung gleicht dem Schnee
Und der weißbeschaumten See.

Wie sie eilet uns zu retten,
Und führt an der goldnen Ketten
Einen Löwen und ein Lamm!

Bäche, so voll Blute flossen
Und betrübte Thränen gossen,
Hellen mit dem Lispelgang,

E 5

*) Der deutsche Palmenbaum. Nürnb. 1647. Queer-Oct.

Wann in ihren Flutcrystallen
Mancher Bäume Schatten fallen
Und sie fliehen, sonder Zwang.

Unsre Luft war in den Kämpfen
Von den Rauch- und Pulverdämpfen
Uebernachtet, schwer gemacht:
Nunmehr ist sie aufgekläret,
Ausgeheitert, unbeschweret
Von der düstern Nebelnacht.
Keine Wolke ferner weint,
Weil die Friedenssonne scheint.

Elegie

auf den Tod eines wohlthätigen Jünglings. Aus dem Arabischen. *)

Kommt, kommt zu Maans Grab ihr meine
Brüder!
Sanft träufle Morgenthau auf dich her-
nieder,
Du Maans Grab! Sonst eine Gru-
be nur,
Und jetzt die Ruhstatt holder Güte,
Ach einer Güte, deren Spur
Die ganze Erde trägt? Und sie ver-
blühte —
Todt legten sie ihn hier hinein:
Denn lebte Maan noch, du wärst für ihn zu
klein.
Er ist nicht todt. O stillet euren
Schmerz!
Er lebet durch sein gutes Herz

*) Hamasa. Kap. 2.

Auch nach dem Tode fort. So grünen
Die Auen herrlicher, vom Sonnenstrahl beschienen,
Wenn erst ein Strom durch ihre Blumen rann.
Er starb der edle, gute Mann,
Und mit ihm starb die Liebe, meine Brüder,
Der Tugend Gipfel stürzte nieder.

Kleine Elegieen

aus dem Arabischen.

„Besuche deiner Lieben Grab,
Das lindert dir den Schmerz.“
Ach hat sie denn ein andres Grab,
Als dieß mein armes Herz?

*

Dem Frühling bin ich nicht mehr hold,
Da prangt er her in Perlen, Schmuck und Gold,
Und lacht und scherzt und hüpft in frohen Tänzen
Und wirft die Mädchenschaar mit neuen Kränzen —
Und weiß es doch, daß sie, die er so oft geküßt,
Daß meine Molla nicht mehr ist.

*

Wie klagt die gute Taube! Gewiß, sie hat ein Herz,
Sie fühlt, wie ich, der Liebe Schmerz.

Sie klagt: ich weine nur: ein stilles Sehnen
Verräth in mir den Gram, den keine Zukunft heilt;
Wir haben freundlich uns getheilt:
Sie hat die Klagen, ich die Thränen.

Sprachst du nicht oft: die rauhen Winde
Sie werden nicht mehr lange wehn.
Und diese Wolke wird geschwinde
Und ohne Blitz vorüber gehn? —
Der Sturm riß meine Hütte nieder,
Der Blitz erschlug mir meine Brüder.
Sprachst du nicht: Abla's Krankheitspein
Wird morgen schon vorüber seyn? —
Und hier steht Abla's — Leichenstein.
O Hofnung, Lügnerin, dir hab' ich abgeschworen,
Und die Prophetin Furcht zur Hofnung mir erkohren.

Lob des Reisens.

Von Schams Almaali Kabus, dem Fürsten.

Fort auf die Reise, Freund! Verläßt du gleich
Hier einen Freund, du findest sicher dort
Den andern wieder. Aendre deinen Sitz,
So oft du kannst: das ist des Lebens Reitz.
Das Wasser fault, das ungerüttelt steht,
Nur fliessend bleibt es wonniglich und süß.
Wär Tag für Tag die Sonn' am Horizont,
Es hätten Araber und Perser schon
Der Sonne satt. Und gienge nicht der Mond
Zu Zeiten unter, wär' er mir verhaßt.
Verließe nie der Löwe seinen Wald,
Wer gäb ihm Futter? Träfe wohl der Pfeil
Das vorgestekte Ziel, wenn er gestreckt

Auf seinem Bogen bliebe? Selbst das
Gold,
So lang es in der Grube lieget, wird
Wie Stroh, umhergeworfen: und das
Holz
Der Aloe, so kostbar überall,
Ist in dem Lande, wo es wächst, gemein.

Skolien.

Skolien.

Aus dem Arabischen des Fürsten Ebni'l Fiadh.

Auf! bringe beym Klange der Flöten
Den Becher her! Sieh, wie die Fröhlichkeit
In unsre Mitte tritt, und ohne zu erröthen
Den Becher nimmt, und ihn der Freude weiht:
„Wir sind, wir sind die Gäste
„Bey dem Vermählungsfeste,
„Wo mit der Traube Tochter auserwählt,
„Der Wolken Sohn sich jugendlich vermählt! *)

Aus dem Arabischen des Dichters Hafez.

Was raunte hier
Du Dichter dir
Die Nachtigall ins Ohr?
Sie sprach: du bist ein Thor,

*) Der Traube Tochter, der Wein: der Wolken Sohn, das Wasser.

Was kümmert einen Zecher
Fürst Gemshid und sein alter Becher, *)
Beym frohen Schmaus!
Weg mit der alten Mähre,
Sey, wo du bist, und leere
Die neuen Becher aus!

---

*) Wer denkt hier nicht an Horazens: Quantum distet ab Inacho.

Kamdeo.

Der Indische Liebesgott.

Sie glauben also, Melida, die Natur und Geschichte der Liebe sey in den schönen Poesieen der Griechen erschöpft?

So scheint es mir, Ottomar. Wie Venus als vereinigende Naturkraft, in Allem, was Leben hat, Liebe wirkt, so erhält sie als Göttin der Schönheit diesen seeligen Trieb und knüpft die liebenden Herzen mit dem Bande der Ehen zusammen. Was sie nicht selbst thut, vollbringt ihr freundlicher Sohn. Der heimliche Amor, von dem Niemand sagen kann, wo er herkommt, überwältigt Götter und Menschen; mit Köcher, Pfeil und Bogen gerüstet, verwundet er schnell und von fern, und setzt mit einer Fackel die Herzen in Brand. Ihm fehlt keine List, kein Betrug: er ist ein Schalk, ein Verräther, ein Tausendkünstler. Oft nannten Sie, Ottomar, die Liebe grausam, ist es Amor nicht auch? Und was bedeutet seine Binde um die

Augen, sein Flügelpaar an den Schultern, seine kindische Gestalt? . Ist nicht die Liebe blind? —

Die meine nicht, Melida,
Nicht flatterhaft und unbeständig? —
Die meine nicht, Melida.

Sind die Verliebten nicht Kinder? — Und sind nicht die Pfeile des Gottes, theils in Honig, theils in Gift getaucht, jene mit goldnen Spitzen versehen, diese mit bleyernen? Hat nicht Amor Gefährten, weil Liebe ohne Gegenliebe nie gedeiht?

Alles wahr, Melida. Aber lassen Sie mich Ihnen aus den Poesieen andrer Völker einige Zusätze geben. Sinnlich ist die erste Ankunft der Liebe, in der griechischen Dichtung. Aber die Nordische kennt eine Göttin, die reine süsse Empfindungen in den Herzen der Mädchen und Jünglinge wekt, und sie sympathetisch einander zuführt, die sanfte Siöna. Dann treten die Liebenden in den Schutz der Freya, der Mutter aller Vortreflichkeit (Nossa und Gersemi.) Den Schwur der Liebe hört und bewacht Wara, und Löbna versöhnt die zankenden Geliebten, und weiht sie zur ehelichen

Eintracht ein. Die Mädchen, die vor ihrer Vermählung ins Grab sinken, erquickt Gesiona mit ewiger Liebe, und den züchtigen, edlen Frauen lohnt Freya in ihrem himmlischen Pallaste.

Vortreflich, Ottomar. Die Nordische Dichtung ergänzt also, was der griechischen fehlt, den Geist der Unschuld, und den Gedanken an die Zukunft der Liebe.

Bemerken sie auch, warum die Liebe der Griechen uns mehr gefällt, als die Nordische? Jene ist koquet, diese nicht also. Jene zankt und quält, diese versöhnt und beruhigt. — Und wie gefällt Ihnen der Indische Liebesgott Kamdeo oder Kamadeva? Er ist der Sohn der holden Maja, (Anziehungskraft) und vermählt mit Retty, der Zuneigung: ein schöner Jüngling, mit einem Bogen aus Blumen oder Zuckerrohr, mit einer Schnur aus lauter Bienen. Nur fünf Pfeile führt er im Köcher, (die fünf Sinne der Menschen zu verwunden) und jeder hat an der Spitze eine hitzende Blume. Sein Busenfreund ist Bessent, der Frühling. Oft erscheint er in der Gesellschaft seiner Mutter in seinen Tempeln und Gärten: oft reitet

er in einer stillen Mondnacht auf einem Papagey oder Buntspecht, umgeben von tanzenden Mädchen. Vor ihm wird sein Wappen hergetragen, ein Fisch auf rothem Felde. Am liebsten weilt er in den Gefilden von Matra, wo die Götter der Tonkunst und des Gesanges ganze Nächte hindurch feyern. Immer offen sind Kamadevas Augen: und die Mädchen bethen ihn an, daß er ihnen einen treuen Geliebten und Gatten schenke. Allen unzüchtigen Gebehrden und Liedern ist er feind. Einst vermas er sich, den grossen Gott Mahadeva zu verwunden: da strafte ihn dieser durch eine Flamme, die alles Körperliche an ihm verzehrte und ein bloß geistiges Wesen übrig ließ. Seitdem herrscht er nur über die Sterblichen und schwächere Gottheiten.

Neu und lieblich.

Gefällt Ihnen Kamadeva, so lassen Sie mich einen Hymnus an ihn vorlesen:

Welch ein gewaltger Gott schwingt sich von
Abra's Auen
Durch die erhellte Luft! indeß der laute
Hayn

Im Sonnenlichte blüht, und Düfte nieder-
thauen,
Die ihren Wohlgeruch durch jedes Lüftchen
streun!
Heil dir, verborgne Macht! von deren Hauch
entzückt
Sich Thal und Wald den Busen schmückt,
Und jede Blume neu beglänzt
Ihr Haupt mit Diamanten kränzt:
Ich fühl', ich fühle schon dein göttlich reines
Feuer,
Und jauchze dir, und küsse deinen Schleyer.
„Kennst du mich nicht?“ so schallts vom ho-
hen Himmel wieder,
„Kennst du mich nicht?“ Ach! schon' ein sterb-
lich schwaches Ohr!
„So sieh!“ — Erschrocken heb ich meinen
Blick empor,
Doch ach, vor dieser Gluth fällt er betroffen
nieder.
Ja, Sohn der Maja, ja ich kenne dein
Geschoos,
Ich kenne dich, so gut und groß,
Die Wangen voll von Jugendglanze,
Dein Lockenhaar im luftgen Tanze,

Dein schuppiges Panier, dein magisch Waffen-
kleid,
Und deine Wonnen all, und all dein Leid.
Zu dir drängt alle Pracht und jeder Wohllaut
sich,
Zu dir, von dessen Gluth die Welten selbst ent-
brennen,
Kamdeo, Ewiger! Wie, oder hörst du dich
Ananga lieber noch, und grosser Smara
nennen?

Doch wie du heissen magst, du König stark
und hehr,
Dein Reich verkündet Luft und Meer,
Dein liebster Schatz, dein köstliches Ge-
schmeide
Ist dir ein Blumenkranz und deiner Völker
Freude.

Was lebet, huldigt dir, und folget deiner
Spur,
Und grüßt dich laut, du König der Natur!
An deiner Seite geht die Treu im Flam-
menkleide,
Von Grazien geführt, du nahest dich um-
wallt

Vom Tänzer-Chor der zwölf Prophetinnen der
Freude, *)
Von deren Harfen laut die Gegend widerhallt.
Sie tragen dein Geräth: es flattert in den
Lüften,
Und mischet sich mit Ambra-Düften.
Die Perlen ihres Haars beschämen selbst den
Thau,
Wenn er noch früh im Sonnenlichte flimmert,
Das purpurne Panier, das vor dem Zuge
schimmert,
Strahlt neue Sterne in des Himmels Blau.
Du Gott mit Blumen-Pfeil und buntem Blu-
men-Bogen,
Du Lust der Welt, der Tiefe, wie der Höhn,
Dein sanfter Freund, mit dir vereint erzogen,
Bessent, des Frühlings Gott, und ewig
jung und schön,
Webt dir ein grün Gewand, und baut dir
zum Verweilen
Smaragdne Lauben, schöpfet Thau
Aus deinen Wolken, füllt mit Pfeilen
Den Köcher von der Blumen-Au.

*) Die zwölf Monathe. Die Liebe herrscht durch das ganze Jahr.

Hier komm herab, von seinen Sänger-Chören
Aus stillem Laub ein Feyer-Lied zu hören!
Er krümmt das süsse Rohr, und windet dir die Schnur
Aus Bienen — (ach wie süß das Werk, daß sie bereiten,
Wie scharf ihr Stachel!) wählt von seiner schönsten Flur
Fünf Blumen weislich aus, um Wunden zu verbreiten,
Die starke Tschompa, reich mit Flammengold belegt,
Die heisse Amer, treu gepflegt,
Die trokne Nagkeser, die Silberblüthen treibt,
Und Citikum, der jeden Sinn betäubt,
Und dann, die stille Gluth der Liebe zu entbrennen,
Das Liebespfeilchen, das die Götter Bela nennen.
Welch sterblicher vermag, dir Ewger zu entfliehen,
Wer Krischna huldigte, von dessen Harmonieen

Krischna, der Apoll der Indier.

Die Flur von Matra schallt, wenn er den schö-
nen Tanz
Mit den Gopia schlingt, beym stillen Mon-
denglanz.
Nur als dein kühner Arm mit einem Pfeil
der Macht
Nach Mahadeo schoß, da bebten alle
Sphären
Die Himmel donnerten, den Frevel abzu-
wehren,
Und bargen sich in grause Nacht.
Ein schneller Blitz schoß aus den Wolken nieder,
Und ach! zerschmetterte, Kamdeo, deine
Glieder!
Du Gott, der ewig bleibt, und ewig schöner
blüht,
Es schweige deinem Ruhm nie deines Priesters
Lied!
Und wenn dein Vogel die smaragdnen Schwin-
gen schlägt,
Und über alle Höhn dich durch die Lüfte trägt
Indeß um Mitternacht von deinem Hauch
entzücket

Gopia, die neun Musen.

Des Mondes Licht hernieder steigt,
Und allen Wolken jedes Plätzchen zeigt,
Wo stille Liebe weint, und wo sie froh beglücket.
Dann sey mir deine Huld, der Liebe Glück gewährt,
Daß sie mein Herz erwärmt, nur aber nicht verzehrt!

Ausgezeichnete Stellen
aus vergeßnen Gelegenheitsgedichten.

An die Fürsten. *)

Wo waret ihr, als in den Tiefen
Viel Millionen Wesen schliefen,
Als auser Gott kein Geist gedacht?
Als der Planeten Reich verborgen,
Eh der noch ungebohrne Morgen
Der Welt sein erstes Gold gebracht?
Eh ihre Bahn die Wolken hatten,
Eh noch das Meer sein Wohnhaus fand,
Und in den ungestalten Schatten
Der öde Raum umdüstert stand?

Stellt euren Arm mit dem zusammen,
Der die beseelungsvollen Flammen

*) Die Furcht vor Gott — von Bocken, Königsberg, 1752.

Dem abgekühlten Feld ertheilt;
Mögt ihr dem Nord entgegen ringen,
Wenn er mit ausgespannten Schwingen
Durch die gepreßten Fichten heult?
Könnt ihr durch eure Macht verhüten,
Daß nicht die Luft ein Gift verschickt,
Und dem geringsten Halm gebiethen,
Daß er sein Haupt mit Aehren schmückt?

Seyd groß! Laßt zu der Völker Schrecken
Die Fahnen Meilen überdecken,
Seyd stolz auf ein umlorbeert Schwerd,
Auf Röhre mit gemeßnen Schlägen;
Umsonst rückt ihr dem Feind entgegen,
Wenn Gott sein Antlitz abgekehrt.
Der Sieg liegt vor des Herren Throne
Mit eingezognen Flügeln still;
Gott ruft; und schnell bringt er die Krone
Dem sie sein Rathschluß schenken will.

Wie klein ist dieses Stück der Erden,
Das ihr auf sein Geheiß regiert,
Nur dann könnt ihr am grösten werden,
Wenn ihr euch ganz in ihm verliehrt.

Aus einem Lobgedichte auf Reinbeck. *)

Wie wird mir? welch ein herrlich Glänzen
Entreißt der Sinn den Erde Grenzen,
Und zieht ihn in ein höhres Land?
Aus unzählbarer Sonnen Lichte
Erscheint ein schimmerndes Gesichte,
Und füllt den Blick mit heilgem Brand.
Hier labt ein Herr von Seeligkeiten,
Das nie ein Maaß noch Wechsel schwächt,
Ein vor der Knechtschaft strenger Zeiten
Und wider Neid und Feind gesichertes Geschlecht.
Ein Strahl von Seegensreichem Feuer
Bricht durch der Wahrheit dunkeln Schleyer,

---

*) Von Stisser, 1742.

Sie wirft bestürzt den Flor zurück.
Ein Haupt mit lichten Ehrenbogen
Und Glanz und Siegespracht umzogen,
Erweckt den schwarzbewölkten Blick.
Ihr Reinbeck ists: zu seinen Füssen
Steht Erd' und Sonn' und Firmament,
Sie ehrt sein Glück mit frohen Grüssen,
Und jauchzet, daß ihr Ruf der Himmel Obdach trennt.

III.

Vermischte Sachen.

Der Roman meiner Autorschaft von Benjamin Tratschqualm.

Mögen Andere sich wundern, ich selbst wundere mich gar nicht, daß mein Name wieder in Meusels Gelehrten-Insectologie, noch in irgend einem Register einer allgemeinen oder besondern Bibliothek zu finden ist. Die Sache geht ganz natürlich zu. Denn alle meine bisherigen Schriften gehören in die Klasse derer, die ich habe schreiben wollen und, so viel ich weiß, hat in den neuesten Zeiten sonst Niemand auf den Rath des berühmten Morhof ge-

achtet, eine Sammlung von Catalogis librorum promissorum und imperfectorum anzulegen: sonst Niemand, sage ich, als Bailet und der oder die Verfasser der Leipziger Meß-Catalogen, in den Verzeichnissen derer Bücher, welche künftig herauskommen sollen, aber zum Theil eben so wenig herauskommen, wie meine sämmtlichen Werke in groß und klein Octav. Gäbe es aber eine Literatur ungebohrner Schriften, gleichsam ein Maulbeerblatt voll literarischer Cocons, ein Naturalienkabinet mit gelehrten Embryonen in Spiritus: so würde gewiß mein Name darinn keiner der unbedeutendsten seyn. Ueberhaupt weiß ich nicht, warum so manche Schriftsteller statt wirklich fertiger Bücher nicht lieber Anzeigen von solchen herausgeben, die sie fertigen wollen. Sie würden dabey den grossen Vortheil haben, daß das Publicum und die Kunstrichter sie immerfort für hofnungsvolle und vielversprechende Autoren erklärten, und daß man es so lange aufschieben müste, sie zu tadeln, bis sie sich ein volles Recht an das alte Nil nisi bene erworben, d. h. erstorben hätten.

Das erste und Wichtigste, was mich zu dem Entschlusse brachte, Schriftsteller zu werden, war mein Name, nicht, um ihn unsterblich zu machen, sondern um ihn zu ändern. Denn wenn gleich bey dem Klange meines Namens eben meine Züchtigkeit nicht leidet, wie das bey der bekannten Madame Beautru der Fall war, weil die Königin als eine Fremde, sich nicht daran gewöhnen konnte, das u anders auszusprechen, als es im Italienischen und Deutschen klingt: so wird gleichwohl Jeder, der ein gutes Ohr und eine schlechte Zunge hat, zugeben müssen, daß er nicht unter die lieblichsten gehört. Nun giebt es aber keine bessere Firmelungs- oder Wiedertäufer-Anstalt, als Büchertitel. Denn bin ich einmal auf zwanzig oder funfzig Titeln, und in eben so viel gelehrten Zeitungen Karl Traskal getauft; so mögen immerhin meine ungelehrten Verwandten, nach wie vor, an Benjamin Tratschqualm schreiben; das Post-Amt meines Orts wird über die Unwissenden lächeln, die noch nichts von den herrlichen Werken des berühmten Karl Traskal grlesen haben, und die Briefe richtig an mich einlaufen lassen. Und

wenn der bekannte Gemistus, blos um seinem Abgott Plato ähnlich, nicht zu werden, sondern zu klingen, sich selbst noch nebenher Pletho nannte: so hätte auch ich durch die Umsetzung meines Namens einen herrlichen Reim auf Paskal gewonnen.

Aber gesetzt auch, daß irgend eine Familienstiftung, oder die Aussicht auf die Beerbung eines reichen Vetters in Indien, denn in der übrigen Welt habe ich keine, nicht einmahl Namensvetter, mich von dieser Umtaufung abgeschreckt hätte; so weiß man ja, daß der härteste und seltsamste Name jedesmahl, wenn er auf einen Büchertitel gedrückt wird, an Härte und Seltsamkeit etwas verliehrt, und daß der Gelehrte, ohne eine Miene zu verziehn, von dem berühmten Knittel, Hundertmark, Eßkuchen, Vierthaler oder Schurzfleisch sprechen kann. Freylich, auf die Ehre eines Sectenstifters hätte ich Verzicht thun müssen: da der Himmel immer dafür gesorgt hat, daß sie nur solchen Personen zu Theil wird, deren Namen sich leicht zu Adjectiven machen lassen, wie das die Cartesischen, Wolfischen, Linneschen, Stahlschen, Kantischen

Systeme bezeugen, und eine Tratschqualmsche Philosophie auf einmahl widerlegen würde.

Ist mir aber mein Geschlechtsname bisher blos lästig gewesen: so war mir mein Taufname sogar gefährlich. Wie viel Einfluß ein Taufname auf eines Menschen Glück und Character haben könne, hat schon Tristram Shandys Vater eingesehen. Aber nicht zuerst. Denn schon im vierzehnten Jahrhunderte lebte eine gewisse Milantia, die ihren Mann belehrte, daß, wenn die Namen zu verkaufen wären, Eltern ihren Kindern ja recht schöne kaufen müsten. Aber worein setzte sie die Schönheit eines Namens? In den Wohlklang oder in die Bedeutung? Wohl nur in den Wohlklang: denn sie hatte zwey Töchter, wovon eine Novella, die andre Betina hieß. Ich zweifle, ob man diese Namen hier zu Lande und itzt so schön finden wird, als sie Milantia muß gefunden haben.

Kommt es aber auf die Bedeutung an, welcher Name könnte schlimmer seyn, als Benjamin! Und doch muß mein Vater so nicht gedacht haben. Denn ob er schon die Namen-Philosophie der Milantia aus der Quelle geschöpft hatte! — mein Vater seeliger war

nehmlich Advocat in einer kleinen Sächsischen Stadt: er war sehr gelehrt, und practizirte sehr unglücklich; denn er hat in seinem Leben nicht mehr, als zwey Prozesse gewonnen, die zwey einzigen nehmlich, die in das kanonische Recht schlugen, welches sein Lieblingsstudium war. Von den bürgerlichen Rechte wuste er nicht viel, und noch weniger von der Prozeßordnung des Landes, daher ihm sogar einmahl die Praxis auf Jahre lang untersagt ward — ob also gleich mein Vater bey dem Manne der Milantia, einem grossen Kanonisten, selbst gelesen hatte, von welcher Wichtigkeit ein schöner Taufname sey, so bestand er doch darauf, daß ich Benjamin heissen sollte. Oder vielmehr, eben deswegen bestand er darauf. Denn, sagte er, wie ich nachher oft erzählen hörte, und hielt dabey den gedachten Kanonisten auf den Tisch gestemmt, dieser Mann — es war Johann Andreä, die berühmte Posaune des päbstlichen Rechts, die unter uns nicht viel mehr posaunt — übrigens das Hauptbuch in meines Vaters Bibliothek — dieser Mann, oder vielmehr dieses Mannes Frau sah nicht auf den schönen Sinn eines Namens. Heißt aber Benja-

min ein Sohn der Treue, der Ehrlichkeit, des Rechts, und ward gleichwohl der älteste Benjamin in der Welt von seinem Vater mit einem reissenden Wolfe verglichen: so wüßte ich nicht, wie der Sohn eines Rechtsgelehrten passender getauft werden sollte, um das Summum Jus Summa Injuria von Kindheit an zu repräsentiren.

Passender? das mag seyn. Aber auch Glückbedeutender? Das leugnen gewiß alle, die mit mir die Geschichte Benjamins und seines Stamms studiert haben. Aesthetischer? Man denke sich nur einen Benjamin Werther, oder Benjamin Siegwart, oder Benjamin Ferdiner? kaum würde ein Benjamin Stilling erträglich seyn. Man denke sich eine Scene des ersten Kusses, worinn das zitternde von neuen Gefühlen durchdrungne Mädchen, nach den Gesetzen des Romans, nichts sprechen darf, als den Namen des Geliebten, man denke sich, daß sie wonnetaumelnd ausrufe: O mein Benjamin! — Wahrlich, es fehlte dann nichts, als daß das süsse Mädchen Ursel hiesse. Aber wie rollt, und zittert, und bebt, und schwebt

dagegen der einsylbigte rasche Name Karl, welch ein romantischer Ton! wie voll und kräftig!

Man nehme dazu, daß meine zärtliche Mutter und andre unserer Verwandten mich vor lauter Liebe zu einem Diminutivum machten, und nie anders, als Benscherle nannten, ein Name, der mir so lange blieb, daß eine meiner Wärterinnen noch an meinem Hochzeittage ihren Bekannten erzählte: Herr Benscherle werde heut getraut. — Sollte das Alles meinen Entschluß, mich vor aller Welt umzutaufen, nicht vollkommen rechtfertigen?

Eine zweyte Ursache, warum ich durchaus Schriftsteller werden wollte, liegt in meinem Blute. Ich kann nehmlich nicht ohne Händel leben. In meinem Hause aber ist mirs nicht möglich, Händel zu haben, da mir alles nachgiebt: Prozesse zu führen, dazu bin ich zu arm. Nun weiß aber alle Welt, daß man nie leichter zu Händeln kommen und sie wohlfeller abthun kann, als durch Schriftstellerey. Wird ein Schriftsteller gelobt und gern gelesen: flugs schlägt man in allen Buchläden ein Pasquil gegen ihn an. Werde ich in einer Rezension getadelt: binnen einem Monathe schreib ich ein

ganzes Buch gegen den hämischen Kunstrichter. Weiß ich ja von einem Gelehrten sonst nichts Böses zu sagen, so halte ich mich an seinen Namen oder Stand, und mache daraus ein Paar Wortspiele. Antwortet keiner auf meine Neckereyen, so mache ichs, wie Gacon mit la Motte, und schreibe: Antwort auf das Stillschweigen der Herrn A. B. C. — In der That wäre es rathsam, daß die Literatur sich heute zu Tage nach einem andern Schutzheiligen umsähe, als ihr friedliebender Apollo ist. Ich bringe hiermit den Mongolischen Gott der Weisheit Mansuschirich in Vorschlag. Er trägt in der linken Hand eine Pflanze, worauf ein Buch liegt, (die Pflanze aber ist eine giftige) und in der rechten ein flammendes Schwerd (für den Nothfall.) Unten auf dem Boden liegt alles voll Schlangen. Sein Gesicht ist bleichgelb — En pallor! seine Hände und Füsse zinnoberroth oder Blutroth (von seinen literarischen Feldzügen.)

Gewinnsucht konnte mich zur Autorschaft nicht bringen, da die Beyspiele reichgewordner

Autoren zu selten sind, da unter tausenden kaum einer die Leser anreden kann, wie Martialis:

Lector, opes nostrae —

und die übrigen alle tausendmal mehr Federn schneiden, als Geld.

Nachdem ich also mit meinem Vorsatze aufs Reine war, gieng meine zweyte Sorge dahin, einen Verleger meiner Schriften zu suchen, um durch diesen zugleich zu erfahren, was ich eigentlich schreiben sollte, aus welchem Fache, in welcher Manier, in gebundner Rede oder in ungebundner. Beym Statthaltern, sagte Sancho Pansa, kommts nur auf den Anfang an: ich dachte, beym Schriftstellern ists wohl eben so. Haben mir die Verleger nur erst zu wissen gethan, was ich schreiben soll, und fange ich nur erst an, in vier Wochen will ich das Schriftstellern so gut verstehen, wie Sancho das Statthaltern. Aber von zehn oder zwölfen, an die ich schrieb, antwortete mir nur ein einziger: er sehe aus meinem Schreiben, daß ich ein grosser Schriftsteller werden würde, und freue sich darüber im Namen der Literatur, bey der er als Markthelfer angestellt sey. Vor der

Hand sey ihm zur nächsten Messe weiter nichts noth, als ein Ritter-Roman, so grob und entsetzlich als möglich; etwas für oder gegen die neueste Schrift von Kant; ein Lesebuch für Kinder zwischen 6 und 7 Jahren; und eine Reihe Octavbände über Ehe, Jungfrauschaft und was beyden anhängt. Auch würde er mit einem Anhange an die Posteriora, (an denen doch gewöhnlich Schleppen oder Schweife hiengen) nicht übel fahren. Könnte ich doch fürs Künftige allenfalls an einem Werke über französische Revolution, oder an Pasquillen gegen die Fürsten und Gelehrten, oder an einem Lexikon zu arbeiten anfangen. Auf allen Fall stünde mir ein Honorar von 2 Floren für den gedruckten Bogen in groß Octav mit Vergnügen zu Dienste.

Das ist mein Mann, dacht' ich, und setzte mich sogleich nieder, um über allen 5 vorgeschlagenen Werken mit einemmahle anzufangen. Ich wollte dabey abmerken, welches eigentlich wohl mein Beruf seyn möchte; dasjenige nehmlich, dünkte mir, wobey ich am längsten fortschreiben würde, ohne abzusetzen, und das nebenliegende Blatt vorzuziehen

Den Ritter-Roman fing ich so an:

Bliz, Donner und Hagel, und wie die entsezlichen Wörter weiter klangen, mit denen Balacin *) den Prospect der herrlichen Stadt Pegu anbrüllte, sind wahre Harmonikatöne gegen die Regiments-Ritter-Flüche, womit Upo von Sordenflau seiner Entzückung Luft machte, als er die wonnige Margarethe von Todesheim unter der Linde schlafend sah. Es war die Lilie der Jungfrauen; Engel können so rein nicht bethen, als Margaretha sündigte. —

Daß dich! der Gedanke ist ja gestohlen, fiel mir ein, aus einem ganz neuen Schauspiele, und — nahm das zweyte Blatt vor mich.

Paulus Manutius soll einst einen gelehrten Streit mit dem Dionysius Lambinus darüber gehabt haben, ob consumtus mit oder ohne p geschrieben werden müsse. Da Lambinus heftig gegen das p stritt, zog Manutius unbemerkt einen Stein, ein Fragment eines Römischen Grabmahls,

---

*) Die Asiatische Banise.

aus der Tasche, warf ihn dem Lambinus ins Gesicht, nnd zerschmetterte ihm die Nase. Die Umstehenden hoben alsbald dieses harte Argument auf. und fanden, daß das Wort consumtus auf demselben mit einem p geschrieben war. Ein solches Argentum ad nasum. —
und hier muste ich aufstehen, um mir das Buch zu kaufen, gegen welches ich eben im Begriffe war, eine Gegenschrift aufzusetzen. Als ich zurück kam, schien es mir besser, an dem Lesebuche anzufangen, um mich in einen populären Ton hineinzuarbeiten. Ich begann folgendermassen:

Unter dem Kayser Heliogabalus, lieben Kinder, dessen Namen euch der berühmte Buno in seinen historischen Bildern unter dem Portrait einer hellen Gabel versinnlicht und ihn selbst als einen unzüchtigen Unflath beschreibt, S. 36. wurden einst die Spinnenweben aus allen Häusern in Rom gesammelt, und wogen zusammen zehntausend Pfund. Ihr könnt aus dieser Geschichte vielerley lernen, allerliebste Kinder! Erstlich, um

wie kleine Dinge sich ein Regent bekümmern kann, wenn er will. Zweytens, daß Reinlichkeit eine grosse Tugend ist. Drittens könnt ihr nachdenken, wie viel Faden wohl zu 10,000 Pf. Spinneweben gehören, ob man daraus nicht etwas machen könne, etwa seidne Strümpfe, wie Monsr. Bon und der Zeugmacher Weibler in Paris, oder —

In diesem Mode-Kinderlehr-Tone wollte ich länger fortfahren, wenn mich nicht ein gelegentlicher Einfall an das vierte Werk getrieben hätte, welches ich so anfieng:

Es ist allgemein bekannt, daß ich nicht der erste bin, welcher die Weiber mit Pflanzen vergleicht, so wie etwa Linnee der erste war, der auf den Gedanken kam, die Pflanzen mit Weibern zu vergleichen. Aber von Rosen uud Lilien soll hier nicht die Rede seyn, sondern von Pflanzen, die mehr fürs Nachdenken, als für die Nase sind. Ich finde nehmlich eben so viel Arten von Weibern, als es Gefühlpflanzen giebt. Die Mimosa pudica ist das Symbol der zarten tugendhaften

Seelen,

Seelen, die vor jeder unwürdigen Berührung zusammenschrecken. Die Oxalis sensitiua läßt bey einer Berührung die Aeste sinken, damit man sie besser fassen kann. Die Dionaea muscipula empfindet nur, wenn es ein Insect zu fangen giebt. Und die Valisneria hat kein Gefühl, als bey der Bega — —

Nein, ich tauge nichts zu dieser Art von Schriftstellerey, zu diesem boue de Paris, der unsern Lesern so wohl riecht. Mithin darf ich über dem Anhängsel oder Schlepprock der Posterioren gar nicht erst anfangen.

Aber was soll ich denn sonst anfangen? was soll ich fortsetzen? Wer sagt mir, welcher von jenen Anfängen der passendste und versprechendste ist? Zwar habe ich einen Bekannten, der die Sache verstehen soll. Aber er ist ebenfalls Schriftsteller, und ebenfalls nur ein junger — ich fürchte also, er möchte mirs machen, wie die Bettelmönche. Ach! es wird ja unser einem gar zu sauer, bey seines gleichen Rath einzuholen, ob man ein Dummkopf ist oder nicht.

Nach einer Menge ähnlicher Betrachtungen beschloß ich, dem Verleger gar nicht zu antworten, und meinem Genius zu folgen. Ich gieng also mit diesem Rathe. Aber, was gab er mir zur Antwort! Erinnere dich nur, *lispelte* er, an deinen Vater, den Advocaten, und an die letzte Ermahnung, die er dir vor seinem Hintritte gab: Lieber Sohn, nimm dich in der Welt vor dem Ruhme in Acht, der Ruhm bringt dir Hunger und schwere Tage.! Ich war von jeher als ein gewaltiger Kanonist berühmt, und du weißt doch — ich wollte immer etwas Eignes haben, oder, wie mans heute nennt, original seyn — — und du weißt doch — Ja wohl weiß ich, lieber Genius, aber muß man denn seinem Vater in allen Stücken folgen? Mahlte nicht einst Jakob Bernoulli einen Phaeton auf dem Sonnenwagen, mit der prophetischen Beyschrift: Versor inser astra vel invito patre? und wie wäre es denn, wenn ich mir nun vornähme, nicht original, sondern blos eine berühmte Kopie zu werden?

Mit diesen Worten stieg ich ernsthaft und entschlossen beidem Bücherschrank vorbey. Ich werde, sagte ich, jedes Buch, welches hier

steht, — nachahmen. Wer meine Originale nicht kennt, und ich denke, binn zehn Jahren wird schwerlich ein deutscher Literator mehr die wahren Originale kennen, nimmt mich dafür. Wer sie kennt, lobt wenigstens die glückliche Kopie, und ist so artig, meine Fehler dem Originale selbst mit aufzupacken. Sind nicht Kopieen überhaupt von großem Werthe, selbst in Beziehung auf die Originale? Kann man sie nicht den Wassertonnen vergleichen, in denen man Sonnenfinsternisse beobachtet?

Was ich zuerst in die Hände nahm, waren die Romane des braunen Mannes, besonders die Herrn von Waldheim. Nach der Lectüre derselben gebahr ich so fort, was folgt:

Die Herrn von Felsenau.
Ein komischer Roman.

Erstes Kapitel.

Atzel. Diana. Philantropie = Director. Hosen. Brief=Kurialien. Lupus in Fabula. Gelehrtenzirkel.

„Lups in Fabel! schrie der alte Herr von Felsenau zum Fenster herunter, und hielt dabey seine weiße Atzel, die er sich, wie ers nannte, eben aufschmeißen wollte, auf beyden Händen vor sich hin — Lups in Fabel, Pastor Adjunct! gut, daß Er mir vor'n Schuß kommt, kommts mahl uf'n Wort oben rauf.“

Mit Mühe hatte sich der Adjunctus durch drey große Hünerhunde, die den Schloßsaal bewachten und — parfümirten, durchgekämpft.

„Guten Morgen, Pastor Adjunct! ich wollt'n was fragen, wenn Ers weiß. Setz Er sich unterdeß auf'n Großvater, bis ich mir die Haarmütze grade gezerrt habe. Nu, setz

Er sich nur, sans compliments, wie die Cousine spricht der französische Maulaffe. Ja das wars eben, was ich'n fragen wollte. Sag Er mir, warum haben sie gestern bey Schleedorfs so grimmig gelacht, sonderlich der Junker, dems Wasser zu Maul und Nase rauslief, wie meinem steinernen Gabeljürge im Garten? Und die Cousine, so wahr ich lebe, das Mensch hat gelacht, daß sie große Sprünge in die Schminke kriegte, wie die Mauer dort im alten Pfarrhause."

Wenn Sie nicht ungnädig nehmen wollen, begann der Adjunctus —

„Gelt? sie lachten über mich? Ich hab mirs wohl gedacht, aber ich wollte nicht erst Hallas machen: sonst hätt ich der Cousine Ohrfeigen gegeben, daß die Ziegelfarbe runter gestäubt wäre. Nu, was gabs denn aber?"

Eure Gnaden sprachen eben von Ihrem Neveu, und erzählten, daß der Direceor der Erziehungsanstalt ihn nicht behalten wolle.

„Nu? ist das zum Lachen?"

Und Eure Gnaden sagten dabey: Sie wollten den Neveu selbst erziehen, denn der Di-

rector sey ein Ignorant und ein neumodischer Hosenstürmer.

Nu? Er hat mir ja selbst von gesagt, daß dieses Schulmeister-Volk den Jungen jetzt, mit Respect, die Hosen nicht mehr abziehn, sondern ausziehn will —“

Schon recht, Eur Gnaden, aber davon wissen die Fräule Cousine nichts, und darum lachte die ganze Gesellschaft über diesen wohlgewählten Ausdruck.

„Nu? sieht Er, Paster, was das Volk drüben dumm ist? Aber mags doch, dafür lache ich sie wieder aus, wenn sie mit ihr'm Parl mi wischewaschi angeschnattert kommen, wie die Enten im Schloßteich. Nu, sag Er mir aber, Paster, ob die Leute jetzt alle Mäuse im Kopf haben. Wollen die Hosen nicht mehr leiden; als wenns daran läge. Ich hab doch, meiner Ehr, auch Hosen getragen von Kind auf, und bin noch heutigen Tags so rein, wie die Sonne — oder der Mond, spricht die Cousine, das Mondkalb. Aber Lups in Fabel! Paster Adjunct, sagt mir, warum mögen wohl unsre Versmacher grade immer den Mond keusch nennen?“

Das schreibt sich noch von Griechen und Römern her, bey denen der Mond, oder die Diana eine ewige Jungfrau war.

„Diana? ist sie nicht das Wesen, das mit der Jagd zu thun hat?“

Richtig, Eur Gnaden.

„Sieht Er, eben da stekts. Wenn unsre Jungens fleißig auf Jagd und solche Strapatzen gehetzt würden, da würden sie, mein Seel, keusch seyn, und wenn ihre Hosen so warm wären, wie ein Backofen. Aber das verdammte Pack sitzt den geschlagnen Tag hinterm Ofen, mit Büchern und Schmiereteyen, und da kriegts solch unnütz Ding in den Kopf, und dann schleichen sie rum, wie die Fliegen im October, und haben's Zittern an Leib und Seele. Das haben die alten Griecher, oder wie das Zigeunervolk heißt, besser gewußt. S'ist, so wahr ich lebe, eine Schand und Sünde, wie das junge Volk aussieht, wie 'ne unausgebackne Mandeltorte, mit Zucker bestreut. Hat Er gestern den Junker recht angesehen? Die Memme hatte nicht mahl Kraft genung, mich auszulachen: hinterdrein kneifts ihn im Dünnen.“

Wohl wahr, Eur Gnaden.

„Hör Er, Paster, darüber müssen wir noch mahl sprechen, so unter uns. Unterdeß mach Er mir doch einen Brief an den Schulmeister dort, wo der Neffe ist, und ich werde heut noch den Wagen hinschicken, daß Er den Jungen abholt. Schreib Er immer hübsch höflich: ich will dem Schäker auch ein Douceur einlegen. Solche Leute haben immer nicht viel Uebriges.“

Könnten mir Eur Gnaden nicht des Directors Brief mitgeben?

„Gleich. — Hier! da ist der Bettel. Seh Er mahl an. Hier steht: an den Herrn von Felsenau in Schloß Falkenthal, und hier schreibt der Laffe: Achtungswürdiger Herr! Ist der Kerl nicht'n Ignorant oder'n Hasenfuß? —

Eur Gnaden haben vielleicht in öffentlichen Blättern auf alle Brief-Curialien resignirt.

„Ey was! resignirt. Dummes Zeug mit dem Resigniren. Das wirds nicht ausmachen. Und, sieht Er selbst, Paster, Titel müssen seyn,

sonst wirds noch toller. Nennt mich jemand Hochwohlgebohrner Herr, so denkt er sich nichts bey, und ich auch nicht, und doch thut er mir, was sich gehört. Nu schreibt solch ein Schlingel, Achtungswürdiger Herr, und das ist gar nichts. Woher weiß der Patron, daß ich Achtungswürdig bin, und was ist das auch für'n Titel. Und, mein Seel, zuletzt werdens die Leute noch ärger machen, und werden schreiben: Anbetungswürdiger Herr! Sieht er, solch Narrending wird dabey rauskommen."

Zudem ist ja das Wort Herr eben so unpassend, wie das Wort Hochwohlgebohren.

„Wahrhaftig, Paster! Denn sag Er, was hab ich dem Schulmeister dort zu befehlen? ich bin sein Herr nicht; und daß ich meiner Bauern Herr bin geht den Schäker nichts an. Na schreib Er nur an den Patron, wie Ers für gescheut hält.

Man sieht, der Pastor Adiunctus war des Herrn von Felsenau vertrauter Freund und Rathgeber. Beyde zusammen machten eine sonderbare Charactergruppe. Der Adjunctus war ein junger Mann, von vieler Belesenheit und nüchternem Urtheil, aber finster und trübsinnig,

immer furchtsam und argwöhnisch. Sein ed- les menschenfreundliches Herz, eine fromme Schüchternheit Andre zu beleidigen, und eine gewisse Delicatesse im Umgange liessen ihn durch- aus nicht zu einer gewissen Festigkeit kommen. Gern wäre er aller Menschen Freund gewesen, gern hätte er alles um sich her froh und glücklich gemacht: aber zu oft war er mit seinen guten Absichten übel angelaufen, zu oft war er auf das unverantwortlichste mißverstanden und ver- lästert worden. Zurückgedrängt von seinen besten Freunden hatte er aller Bewerbung um Aemter, die seinen grossen Fähigkeiten angemes- sen waren, endlich entsagt, und sich auf das kleine Gut des alten Herrn von Felsenau zurück- gezogen, der ihm den Posten eines Gehülfen seines alten Pfarrers gab. Hier lebte er nun, vergessen von Allen, die auch er zu vergessen wünschte, mit einigen Büchern und mit dem alten Herrn, dem er zu Zeiten erzählen muste, was in der gelehrten und politischen Welt vor- gieng. Die derben aber gescheuten Aeußerun- gen dieses alten Mannes waren für ihn eben so lehrreich als belustigend, und er äußerte oft, daß er einst in den Gesellschaften der größten

Gelehrten bey weitem nicht die Nahrung gefunden hätte, die er bey diesem ungebildeten Manne fände. Ich erinnre mich, sagte er einst, an den Gelehrtenzirkel in X. Da saß der eine mit einer wahren Cathedermine und exponirte Stundenlang über ein Thema, welches jeder andre gescheute Mann mit zwanzig Worten abgemacht hätte. Zwischendrein schlaberte ein Zweyter etwas von gutem Geschmack und schönem Styl, und lauerte indessen auf einen Stillstand, um der Gesellschaft eines seiner Gedichte vorheulen, oder, wie er es nannte, vordeclamiren zu können. Mit päbstlicher Würde erhob sich ein Dritter, und sagte in wichtigklingenden Worten etwas sehr Gemeines über — deutsche Literatur überhaupt. Einer wartete immer auf den Weihrauch des Andern, keiner wollte ganz unbedeutend gewesen seyn, und so giengen sie mit dem frohen Gefühle aus einander, daß sie doch wirklich alle recht sehr gelehrt wären. Es giebt wahrlich, fuhr er fort, nichts langweiligeres in der Welt, als die meisten Gesellschaften von Gelehrten. Vor lauter Bemühung, recht treffende und wichtige Dinge zu sagen, kommen sie entweder gar nicht zum

Worte, oder liefern grosse Abhandlungen, bey denen die Zuhörer entweder gähnen, oder sich ärgern. Niemand ist so intolerant, als der Gelehrte. Der eine kennt keine treflichere Wissenschaft, als Mathematik. Dem andern geht die Poesie über Alles; beyde sehen einander mit verächtlichen Blicken an. Fehlt es ihnen vollends an Witz, oder ist ihr Witz nicht von der rechten Art; so muß jeder unbefangne Zuhörer so schnell, als er kann, davon laufen. Ich kann nicht sagen, daß ich aus den gelehrten Gesellschaften ein einziges Mahl nur eine frohe Stimmung oder einen lehrreichen Gedanken mit nach Hause gebracht hätte.

Dieses Urtheil des Adjunctus in Ehren, können wir wenigstens so viel bezeugen, daß er in frühern Zeiten wirklich mehr als einem Gelehrtenzirkel beygewohnt hatte.

Zweytes Kapitel.

Liebe. Poesie. Zuchtruthe.

Um den Abend brachte der Adjunctus den Brief an den Erziehungsrath. Haben Euer Gnaden, fieng er bey Ueberreichung desselben an, des Mannes Brief ganz durchgelesen?

„Nein, lieber Paster! das Ding war mir zu bunt und kraus.“

Wissen Sie also nicht, warum vornehmlich Ihr Neveu von der Anstalt soll?

„Nu? hat er dumme Streiche gemacht?“

Etwas ähnliches. Er hat ein Liebesverständniß. —

„Lie? Liebes? — Hol ihn! — der Wetterjunge! — zum Henker! wo? mit wem?

Mit der Tochter des Directors.

„Daß dich alle Teufel! nehm Ers nicht übel, Paster, ich meyns so übel nicht. Aber, meiner Seele, das ist infam von dem Buben. Morgendes Tages soll er mir nach Hause. Ich will dich belieben. — Aber Paster! das ist bey dem allen ein hirndummer Streich.“

Vielleicht ist die Sache noch so schlimm nicht.

„Wenns nun aber wäre. Alle Welt, Paster, sieht Er, ich bin so alt geworden, auf Michaelis netto 49 Jahr, und sieht Er, ich will auf Michaelis ein Narr werden, wenn ich mich in meinem Leben verliebt habe. Und solch 'n Bube!“

Der Paster ließ den alten Herrn ungestöhrt weiter schelten, und zuckte nur dann und wann die Achseln.

„Paster, rufte der alte Herr endlich, das Ding geht mir im Kopf rum, und da muß man nicht allein bleiben. Kann Er, so eß Er heute mit mir, und rede Er mir etwas vor, daß ich die Geschichte aus'm Kopfe kriege. Denn sieht Er, so was ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.“

Der Paster blieb; und wenn meine Leser nicht etwa lieber eine Beschreibung der Gerüchte lesen wollen, die von beyden verzehrt wurden: so will ich statt dessen einiges aus ihren Gesprächen, so gut ich kann, hersetzen.

„Aber gelt, Paster! begann der alte Herr, nachdem er die Suppe ganz still und

stumm verschluckt hatte, gelt? die Bücher sind an dem Unwesen Schuld? So'n Junge ließt ein Fuder Liebesgeschichten durch, das macht ihm App'tit, und nun verliebt er sich in die erste, die beste, damit er das Zeug aus den Büchern anbringen kann."

Zum Theil sehr wahr.

„Das schlimmste sind die heutigen Poesieen. S'ist meiner hohen Seele himmelschreyend, was die Versmacher für Zeug besiegen, und dazu so leckerhaft, daß es solch'm Jungen durch Mark und Bein gehen muß. Nein, Paster! die Dichtkunst ist'ne edle Sache. Daß man'n guten Spruch in Reime bringt, damit'n jeder behalten kann, oder daß man'ne lustige Geschichte drinn erzählt, oder daß man'n Lied macht, zum Singen, wenns einem fromm oder lustig zu Muthe ist; das ist alles Dankes werth, und da geb' ich die Verse um alles in der Welt nicht hin. Aber heut zu Tage macht man die Poesie zu'ner Hurenwirthin, die's darauf anlegt, App'tit zu machen und junge Seelen zu verführen. Nein Paster! die edle Dichtkunst ist gesunken, sieht Er, und die Poeten haben tausend unschuldige Jungen und Mädels

auf ihter Seele. Möcht in aller Welt nur wissen, was die Schurken davon haben. Aber das ist grossen theils eben solch junges Volk, dem der Sinnenkützel zu allen Fingerspitzen heraussticht, und was sie sich da in ihrer Geilheit erdenken, sieht Er, das schreiben sie hernach nieder.“

Viel Wahres.

„Und hernach schreyen die Leute, wie beseßne, über Verderben der Jugend, über Sinnlichkeit und Schwäche, s' ist zum Erbarmen. Und eben die am ärgsten schreyen, sind am meisten dran Schuld.“

Aber Euer Gnaden würden mit Ihren Gründen nicht gegen Alle auskommen. Man sagt, der Hauptzweck der Dichtkunst sey — Vergnügen.

„Hol der Teufel das Vergnügen! nehm Ers nicht übel, Paster! Solches Vergnügen, das man mit der Gesundheit an Leib und Seele bezahlen muß, wobey alle eheliche Glückseeligkeik zum Henker geht, und der Staat lauter abgemergelte Maulaffen ernähren muß. Ists nicht so? Paster! Ich sags noch mahl, unsre

Poesie

Poesie ist wahre Unzucht der Seele. Ein ehrlicher Mann soll in der Welt arbeiten und thätig seyn, und Muth haben, wenns irgendwo hart und gefährlich geht, aber das alles fehlt, wo man von nichts als breyweichen Minnequark und Liebeswonne redet und träumt.“

Aber auch unsre Erziehungsanstalten haben an solchen Geschichten viel Schuld.

„Wie meynt Er das? Paster!“

Man arbeitet da mit allen Kräften auf Erweckung und Veredlung, so nennt man es, der Menschengefühle. Von Kindheit an sucht man in den jungen Seelen Mitleid, Menschenliebe und warme Empfindung rege zu machen: bey allen Gelegenheiten wird dahin gearbeitet, das Herz des Jünglings zu bilden. Und eben hier versieht man es gewöhnlich zum Schaden des ganzen Menschen. Denn so kommt es, daß schon früh eine weiche Empfänglichkeit für allerley zarte Empfindungen und ein gewisses sympathetisches Gefühl in der jungen Seele hervorgebracht wird, welches bey dem Zutritt der körperlichen Lebhaftigkeit nur zu leicht in solche Liebeleyen ausartet.

„S'kommt mir vor, als wenn ich Ihn verstünde, Paster! Sieht Er, durch blinden und strengen Gehorsam und wahre Frömmigkeit soll man die Kinder ziehn zu tüchtigen Arbeitern und mäßigen Menschen: aber das geschieht nicht. Man will's mit Ehrgefühl und mit Raisonniren zwingen, Paster! und da wird nichts, als Empfindlichkeit und Plapperey draus. Gelt? Paster: beym Kinde muß es heissen: du mußt! und nicht: S'wäre schön und nützlich, mein Püppchen, wenn du's thätest, wenn du's machtest, wie das und jenes liebe Kind; und nun kommt hintendrein ein erbaulich Histörchen. Ists so?"

Ganz genau.

„Das kann aber so nicht bleiben, Paster! sonst geht die Welt'n Krebsgang. Sieht Er, s'ist, meiner hohen Seele, jämmerlich anzusehn, was die Leute jetzt für Träumer werden. Nichts thun wollen sie, sondern immer nur denken und Grillen fangen. Statt eines, der rasch und fest angreift, stehen hundert da, die's Maul hängen und drüber raisonniren, wie man's angreifen müsse. Man sollte mahl das ganze Volk zusammentreiben, und hinter

den Pflug stellen, damit sie sich die Grillen 'raus arbeiteten."

Wohl wahr.

„Die Menschen haben gar kein Herz mehr, sieht Er, sie wollen sichs nicht sauer werden lassen: sie wollen sich so durch die Welt durch träumen; und wenn sie drinn gestöhrt werden, so schreyen sie über Undank und Mißgunst der Welt. Der Henker mag Euch eure Narrenspossen danken!"

Das gilt freylich von einigen.

„Weiß wohl, Paster, daß Er hier ein ander Lied zu singen hat. Aber wer waren die, die Ihm's Leben sauer machten? Lauter solch Spinnewebenvolk, grosse Schreyer und Lärmer, und sonst nichts.

Herrlich, rief ich, ganz vortreflich — zum Händelkriegen! Schon in diesen zwey Kapiteln liegt Stoff zu Zänkereyen mit vier Partheyen, die Rezensenten, als solche, ungerechnet. In weniger als fünf Wochen war der ganze Roman fertig. Aber — muß es eben ein Omar seyn, der die Welt um die schönsten und unsterblichsten Werke bringt? Gehen nicht

unzähliche in andern Flammen auf? als Fidibus oder Papilloten? gehen nicht eben so viele unter, als — — oder als Heringsfutterale? (Man sehe Erythräi Pinacotheca II. Num. 18.) Kurz, die Herren von Felsenau sind auf immer vernichtet, bis auf ihre ersten zwey Kapitel, die ich vor Freuden zehnmahl abgeschrieben hatte.

Nach den Papieren des braunen Mannes ergriff ich — — doch vielleicht ist es meinen Lesern lieber, wenn ich sie hinterdrein errathen lasse, was für ein Buch ich ergriff, um es nachzuahmen. Kurz, meine Nachahmung hob so an:

Ich will nicht in Abrede seyn, daß unsre Gelehrten-Historien und Nekrologe gute Bücher sind. Aber ich vermisse gleichwohl eine ganz besondre Gattung von nekrologischen (oder mikrologischen) Werken, auf welche man ehedem viel Fleiß und Mühe verwandte. Wer schreibt heute, wie Tschanter, Nachrichten von gelehrten Männern, die sich zu Tode studiert? oder wie M. Wagner von gelehrten Hagestolzen, oder wie Heumann schreiben wollte: Von Philoso-

phen, so auser der Ehe erzeugt worden? oder wie Paullini von Gelehrten, die Mayer geheissen? (S. Ein Bündlein voll gelehrter und berühmter Mayer in seiner Anmuthigen langen Weile, ein herrlicher Titel!) oder wie Fricke von blinden Gelehrten, oder wie Möller, von Gelehrten, die spät zu studieren angefangen, oder wie ein Anonym von Gelehrten, die auf sich selbst Leichenreden gehalten? Erlaubt man wohl einem heutigen Biographen, seinen Helden nach Länge, und Dicke, Aussehen, Wuchs und Farbe so zu beschreiben, daß man sich ein deutliches Bild von ihm machen kann? Und woher soll ichs also wissen, ob der Gelehrte, deßen Leben ich hier zu beschreiben gedenke, unter allen Gelehrten seiner Zeit der dünnste gewesen ist, oder nicht? Und wenn ichs wüßte, dürfte ich es denn sagen?

Aber das soll mich niemand hindern zu sagen, daß meines Helden Vater, und Er selbst ein Wassertrinker gewesen ist, so gut wie Epikur unter den Alten, und Gassendi Epikurs Armenadvokat, Locke, Tiraquelli

Naude und Thomasius unter den Neuern, wenn anders nicht unter des letztern Wasser-Philosophie (Ego, sagt er, philosophiam aqueam sorbeo) nach der Vermuthung zweyer Grundgelehrten Männer Thee zu verstehen ist. *) Beyde hatten es schon in der Schola Salernitana und bey dem berühmten Hoffmann gelesen, daß das Bier zum Philosophiren nichts tauge, daß der große Theologe Dorschäus in Strasburg beßre Bücher geschrieben habe, als in Rostock, wo er Bier trank, und daß Gesenius gegen Puffendorf blos darum so unnütze Einwendungen gemacht habe, weil er die Garley, ein dickes Bier in Garleben, geliebt.

---

*) Je länger und angestrengter ich darüber nachdenke, desto mehr finde ich Gründe, dieser Vermuthung beyzutreten. Erstens lobt Thomas den Thee ausdrücklich S. dessen Monate 1689 S. 239. und zwar aus eigner Erfahrung. Zweytens sagt er in seiner Vorrede zu der Uebersetzung von Charpentiers Sokrates: er habe sie beym Thee gemacht. Wollte der Himmel, wir wüßten eben so genau, was unter dem Homerischen Kräutlein Nepenthe zu verstehen ist, als ich jetzt weiß, was Thomasens Philosophia aquea bedeutet!

So weit hatte ich Text und Noten geschrieben, als mir das größte Unglück begegnete, welches einem Schriftsteller zustossen kann, daß ich nehmlich nicht wuste, was ich weiter schreiben sollte. Denn, dacht' ich, fährst du in diesem Tone fort: so kannst du leicht Unheil machen. Es könnte seyn, die Rezensenten, die ohnedem manchmahl nicht wissen, was sie über Bücher sagen sollen, legten sich ins künftige, wie Huart, auf die Prüfung der Bücher nach den Getränken ihrer Verfasser, und erzählten, wie Klotz, was der Verfasser gewöhnlich zu sich nähme, anstatt zn sagen, was er in seinem Buche von sich gebe. *) — Also dieses Buch mag für immer unnachgeahmt bleiben.

War es denn nun aber ein Wunder, wenn ich im vollen Ingrimm über den schlechten Fortgang meiner Autorschaft mich hinsetzte, und folgendes schrieb:

*) Ein trefliches Hülfsmittel zu solchen Rezensionen gäbe Peuschels Abh. über Physiognomie (Leipz. 1769), aus welcher man lernen kann, aus Jemandes Styl erkennen, ob er grüne oder blaue Kleider trägt, guten Appetit hat, starke oder schwache Waden besitzt, zu einem weitläuftigen Leben geneigt ist, und dergleichen Curiosa mehr.

Es giebt Menschen, die sichs durchaus in den Kopf setzen, Schriftsteller zu werden. Diese Unglücklichen haben den ganzen Tag Preßbengel und Correcturbogen vor Augen, sie denken sich keinen Gedanken anders, als gedruckt, und schreiben sogar ihre Namen mit Fractur, damit sie aussehen, wie gedruckt. Selbst wenn sie mit ihrem Gott reden, sagt Shaftesbury, so schielen sie auf die Welt zurück, und denken auf eine Ausgabe ihrer Gedanken in Octav auf Schweizerpapier. Ihr gröstes Unglück ist, daß sie im Geiste schon ihre Bücher fertig sehen, ehe sie dieselben angefangen haben, und daß sie hernach, wenn sie anfangen, niemahls ein Ende davon sehen. Habe ich doch gar einen dieser Art gekannt, der schon über witzigen Einfällen zu Antikritiken sammelte, noch ehe er eine Zeile von dem Buche geschrieben hatte, welches er schon gegen üble Rezensionen in Schutz nahm. Aber freylich, woher sollen sie Stoff nehmen zum Schreiben? Aus Büchern? das ist ihnen zu mühsam uüd geht zu langsam. Aus ihrem eignen Kopfe? Darinn ist keiner. Aus dem grossen weiten Universum? Ihr ganzes Universum ist gewöhnlich die — Universität. —

Ich meines Orts würde allen preßhaften Autoren dieser Art den Rath geben, Satyren auf sich selbst zu schreiben, im eigentlichen Sinne, nicht in dem, der oft in Rezensionen vorkommt. Aber nicht blos den Rath will ich ihnen geben, sondern auch das Beyspiel obendrein. — —

Nein, davor will ich mich wohl in Acht nehmen, sprach ich bedächtig, und legte die Feder abermahls nieder, um sie wenigstens acht Tage lang liegen zu lassen.

Satyren, dacht ich, machen ohnedem selten ihr Glück, wenn sie nicht anonymisch oder mit verstellten Namen herausgegeben werden. Es ist, als ob man schon darum, weil der Verfasser sich offenherzig nennt, nicht glauben könnte, daß er spotten könne. Oder glaubt man es ja, so findet man doch nur zu leicht zwischen der Satyre und ihrem Verfasser überall häßliche Beziehungen. Da frägt man nach seinem Stande, seinem Aussehen, seiner häuslichen und bürgerlichen Lage, seiner Gesundheit, seinen Eltern und Anverwandten. Und wehe ihm, wenn in seinen Satyren von dem allen etwas vorkommt! Der sollte doch ja nicht spotten, heißt es alsdann, ist er nicht, war er

nicht, hat er nicht, will er nicht, soll er nicht? — Ganz gewiß zielt er hier auf den, auf die, auf das; ich kenne die Leute, ich kenne seine Verhältnisse. Aber laßt ihn nur kommen.

Während dieser acht Ruhetage stieß ich einmahl auf die Nachricht, daß Cicero, dieser grosse Schriftsteller, in müssigen Stunden gewöhnlich nichts, als Vorreden geschrieben habe, die er nachher vorn an die Bücher, die er schrieb, auf gut Glück anstieß. Das solltest du nachthun, sagte ich zu mir. Denn nach dem alten Sprichworte hat der schon eine gute Strecke Wegs zurückgelegt, der zum Thore hinaus ist. Hat man in einer Gesellschaft nur erst ein Wort gesprochen; so spricht man auch mehr, und hundert Autoren haben es schon gesagt, daß die Vorrede gewöhnlich das schwerste am ganzen Buche sey.

Also wieder ein neuer Einfall! In der That, ich wundere mich, warum der Schriftsteller, welchem Sancho die historische Frage vorlegte: wer sich zuerst im Kopfe gekratzt habe? nicht die Antwort gab, daß es wahrscheinlich ein Autor gewesen sey.

Ich wenigstens that es, und setzte mich hin, um die Vorrede zu einem Buche zu schreiben, welches ich Eupheme betiteln wollte, ohne doch zu wissen, wovon es eigentlich handeln würde. Das meiste in dieser Vorrede ist Erdichtung.

Vorrede

zu einem künftigen Buche.

Eupheme war nach einem nicht sehr bekannten griechischen Mythus die Amme der Musen: das Wort selbst bedeutet guten Ruf, Ruhm, günstige Vorbedeutung, glücklichen Zuruf. Man denkt dabey mit Wohlgefallen an eine Zeit, wo der Ruhm und was ihm anhängt das Wichtigste oder Einzige war, was den Musen Leben und Gedeihen mittheilte.

Nachdem ich gesagt habe, wer Eupheme war, sollte ich mich billig auch darüber erklären, warum ich sie zur Schutzgöttin dieses Buches erwählt habe. Aber ich gestehe gern, daß ich mich in einer Lage mit vielen Schriftstellern be-

finde, welche in neuern Zeiten die Titel ihrer Schriften aus dem Olympus und seiner Nachbarschaft herabgeholt haben. Wußten doch auch, wie Strabo sagt, manche Nationen des Alterthums nicht zu sagen, warum sie diese oder jene Gottheit verehrten und ihr Tempel und Altäre erbaut hatten.

Nur einen Grund meiner Wahl will ich anführen, aber grade den, worüber man mich am meisten mitnehmen kann. Ich fand nehmlich den Olympus von andern Schriftstellern so rein ausgeplündert, daß ich mir durchaus eine etwas unbekanntere Gottheit suchen muste, wenn ich die wirklich bequeme Mode der Titelvergötterung mitmachen wollte. An den Namen der grossen Gottheiten, eines Saturn, Jupiter, Neptun und Vulkan, oder einer Juno, Venus und Cybele wagte ich mich so wenig zu vergreifen, wie Andere vor mir, und die übrigen stehen gewiß schon alle in unsern Meß-Katalogen. Wie viele Verwirrung hat es aber nicht verursacht, daß unter den Alten mehrere Nationen Eine und dieselbe Gottheit anbetheten: etwas ähnliches würde sich in unserer Literatur ereignen, wenn mehrere Schriftsteller zugleich

unter den Namen des Apollo, der Minerva, Klio, Euterpe, Urania u. s. w. aufträten:

Der Beyfall, den einige meiner anonymischen Sachen aus dieser Gattung gehabt haben, war — nicht sonderlich. Aber desto größer war die Unterhaltung, welche mir die Beurtheilungen derselben gewährten. In einem berühmten Journale sagte man von der einen, sie sey ganz unverkennbar das Product eines unsrer grösten Vielschreiber, der jede Messe das Publikum mit seinen Lesereyen heimsuche: (wohlgemerkt, ich hatte von der Art erst ein kleines Buch vor vielen Jahren geschrieben) und zum Beweise wurden etliche Provinzialismen angeführt, die in meiner Provinz nicht zu Hause sind. — Dagegen urtheilte ein andrer Rezensent: dieses Buch sey gewiß das Product eines unsrer Geistreichsten Schriftsteller, der schon manchmahl das lesende Publikum mit den Früchten seiner launichten Musse-Stunden überrascht habe. Man sieht, die Herren verstehen sich aufs Rathen! — Der andern Schrift gieng es nicht besser. In dem einen Journale wurde ganz kurz angemerkt: der Verfasser habe weder Vernunft, noch

Sprache, und zum Beweise war eine Stelle ausgezogen, die im Zusammenhange eine Parodie einer sinnlosen und schwülstigen Stelle in einem berühmten Werke seyn sollte. Der Rezensent hatte nehmlich aus Bequemlichkeit nur die zweyte Lage des ungebundnen Buches angesehen, und weil grade auf dieser die gedachte Parodie stand, hielt er die Stelle für Ernst, und für einen gültigen Beweiß meiner Unvernunft und Undeutschheit. Von einem andern Beurtheiler wurde eben dieses Buch als eine sehr Geschmack- und Geistvolle Lectüre von hundert andern empfohlen.

Dießmahl glaubte ich also, meinen Namen nennen zu müssen, nicht, als hielt ich ihn für sehr wichtig, sondern, weil ich hofte, durch diese Dreustigkeit meinen Versuchen eine kleine Empfehlung zu geben, und zugleich zu verhüten, daß nicht irgend ein Rezensent sich einfallen liesse, durch Schläge auf mein unschuldiges Buch einem dritten Jemand, dem er etwa nicht wohl will, etwas abzugeben.

Der Sohn der Eupheme war Krotus, das personifizirte Beyfallklatschen. Wie sehr wünschte ich, daß der Titel dieses Buches

wenigstens in dieser Rücksicht einige Bedeutung erhielte!

Man rühmt es den lebendigen Predigern nach, daß sie durch eine zufällige Idee, durch eine ganz allgemein ausgesprochene Ermahnun oft das Herz eines Sünders plötzlich, und ohne es selbst zu wissen, treffen, rühren und bessern. So etwas thun aber auch die todten Prediger oft, die Bücher. An mir wenigstens zeigte sich diese Kraft, als ich kurz nach Vollendung der obigen Vorrede auf eine Stelle in Jean Pauls Schriften stieß, die ich mir sogleich, aber, wie gewöhnlich, mit Weglassungen und Einschaltungen, abschrieb, wie ich sie hier, halb Paulinisch, einrücke.

Der Ruhm verdient keinen Ruhm. — Gesetzt, ich läge mit den grösten Gelehrten unter derselben grossen Laube und Staude von Lorbeerkränzen; so gieng es blos einem, wie dem andern, wir faulten dunkel unter dem Buschwerke fort, ohne daß in Jahrhunderten einer käme, und das Gestrippe aufzöge, und nach uns sähe. Es hülfe mir noch weniger, wenn

ichs gescheuter machen, und mich in einem Anhange der allg. deutsch. Bibliothek wollte preisen, (oder vorn in Kupfer stechen) lassen: denn ich stände Jahre lang mit meinem Lorbeer-Reis auf dem Hute drinnen, in diesem kühlen Portativ-Pantheon, in meiner Nische, mitten unter den grösten Gelehrten, die um mich auf ihren Paradebetten herum lägen oder säßen, Jahre lang ständen wir Bekränzte allein in unserm Tempel des Ruhms beysammen, ehe ein Mensch die Kirchthüre aufmachte, und nach uns sähe, oder hineingienge und vor mir kniete — und unser Triumphwagen wäre blos von Zeit zu Zeit ein Karren, worauf der besetzte Tempel mit seinem Inhalt in eine Auction geschoben wird. — Und bleibe ich denn nicht mit all meinem Rahme einer ganzen Vorwelt d. h. sechs Jahrtausenden voll grosser Völker, ein mathematischer Punct, eine unsichtbare Finsterniß, ein miserables Je ne sais quoi, welches mir die Nachwelt, an der vielleicht nicht viel ist, schwerlich erstatten wird? Noch dazu kann ich nicht wissen, was es für herrliche himmlische Heerschaaren und Erzengel auf andern Weltkugeln, und Kügelchen der Milchstrasse

giebt,

giebt, Seraphe, gegen die ich in keine Betrachtung komme, ausgenommen als ein Schaaf. Und wie erst vor dem grossen Geiste, in seinem unermeßlichen Abstande von uns! — denn kleine Stufen laufen vor einem, der auf den höhern steht, völlig ein.

Ja, auch ich, sprach ich, will nicht ehrlich seyn, wenn ich mich bey solcher Lage der Sachen jemahls hinsetze, und ordentlich, geschweige denn auserordentlich, berühmt werde. Und von dem Tage an versöhnte ich mich mit meinen Namen, kämpfte gegen meine Händelsucht, und lernte Buchbindern, um blos auf die Art Bücher zu machen, wie, dem Sprichworte nach, der Schneider Leute macht.

Gesichte und Allegorieen.

I. Die Laster.

Als die menschlichen Seelen gebildet werden sollten, drängten sich zwey lichte freundliche Genien herzu, an der Bildung zu arbeiten; der Genius der Wahrheit und der Liebe. Sie wähnten, der Ewige wolle einen neuen Himmel erschaffen. Aber sein' Auge wieß sie ernsthaft zurück, und anstatt die neuen Wesen zu bilden, ward ihnen nur vergönnt, sie beym Abschiede zu küssen. Ach! seufzte der Genius der Liebe, und blickte wehmüthig zum Schaffenden auf, sollen denn diese Seelen nie die Wahrheit sehen und nie sich lieben? Aber er wußte nicht, daß sein und seines Bruders Kuß die scheidenden Seelen durchdrungen und ihnen etwas von seinem Geiste eingehaucht hatte.

Haben die rauhen Stürme des Lebens diesen Engelshauch weggeweht? Ach! was könnte die Erde seyn, wenn jene seeligen Genieen uns hätten allein bilden dürfen. Aber, siehe sie jetzt! Wo ist Wahrheit und Liebe? Welch

ein unermeßliches Heer von Lästern hat unsre Welt überzogen, und ihre Felder abgenagt, wie eine Wolke Heuschrecken!

In tiefen Gram über die Mängel des Menschenlebens versunken, sah ich ein Gesicht.

Die Tugend sas auf dem Richterstuhl, und vor ihr stand das ganze grosse Heer der Laster, und hörte sie sprechen. Sie sprach mit Würde und Kraft. Aber der Leichtsinn putzte unterdessen an seiner Kleidung, der Geitz zählte ruhig seine Goldstücke aus einer Hand in die andre, der Trotz stampfte den Boden und ballte die Fäuste, die Bosheit drehte jedes Wort, welches die Tugend sprach, höhnisch um, und die Wollust blinzelte voll Gier nach den himmlischen Reitzen, die aus dem Gewande der Tugend hervorschimmerten.

Die Tugend hatte gesprochen, und erwartete, wie immer, ruhig die Wirkung ihrer Rede.

Da trat aus dem ganzen Haufen die Scheinheiligkeit hervor. Sie allein konnte der Tugend näher treten, und ihr bisweilen ins Antlitz blicken. Mit niedergesenktem Haupte, demüthig und bescheiden begann sie also:

Deine Rede, himmlische Tugend, ist uns ein neuer Beweiß, daß du fürwahr gut und die Liebe selbst bist. Du möchtest so gern alles für dich gewinnen, möchtest so gern alles so gut machen, wie du bist. Was mich betrift, so bedaure ich nichts mehr, als daß deine schöne Rede ganz verlohren seyn soll. Nur die wenigsten von uns verstehen sich ein wenig auf Rhetorik, und diese, fürcht' ich, werden davon sogar den schrecklichsten Mißbrauch machen, und sich deiner Gründe gelegentlich zu ihrem Vortheil bedienen. Für alle Uebrige hast du so gut, als in den Wind gesprochen.

Du wolltest uns beweisen, daß wir die Menschen unglücklich machen, und den grossen Plan des Ganzen stöhren; du wolltest uns bereden, daß wir aufhören müsten, zu seyn, was wir sind. Aber bedenke doch, daß du ja zugleich mit uns aufhören würdest. Was ist der Tag ohne die Nacht? Was ist gros, wo es nichts Kleines giebt? Was wärest du', wenn wir nicht wären? Was die Sonne seyn würde, wenn zwischen ihr und der Erde kein Dunstkreis wäre; ein feuriger Klumpen, der

eine schwarzblaue Fläche zerschlitzte, aber weder helle machte, noch erwärmte.

Und vollends die Welt — was wäre sie ohne uns! Welch eine elende Rolle würdest du in der Geschichte spielen, und die Geschichte in dir! Fürwahr, die Geschichte würde in ihrer Moralität ersticken. Religion und Philosophie, wem verdanken sie ihr erhabnes Daseyn, als uns? Wir, wir geben den Wissenschaften Ernst und Kräfte: du allein würdest sie zum blossen Spiel und Schatten erniedrigen. Wären wir nicht, so könnte mehr, als das halbe Getriebe aus der Menschen-Maschine herausgenommen werden, Köpfe wenigstens brauchten die Menschen gar nicht. Sie dürften nicht erfinden, nicht arbeiten, nicht denken, nicht begehren, nicht wählen.

Gäbe es ohne uns einen Aristides den Gerechten, einen Sokrates den Weisen, einen Kato den Ernsten, einen Friedrich den Grossen? In einer Welt, wo alle Menschen gerecht, weise, ernst und groß wären, brauchte man keinen so zu nennen, und keinen zu bewundern.

Und wie glücklich sind nicht die Menschen durch diese Bewunderung! Mit welcher Seelig-

keit verweilen sie bey der Betrachtung eines Tugendhaften in der Geschichte und im Roman. Könnten sie das, wenn sies selbst wären, einer wie der andre? Würden sich die Menschen über Schönheit freuen, wenn sie alle schön wären? — Glücklich ist dein Verehrer; nicht weil er tugendhaft, sondern weil er nicht lasterhaft ist. Er würde nicht einmahl wissen, was er ist, wenn wir ihm nicht den Spiegel vorhielten.

Gewiß, die höchsten, seeligsten Freuden würden nicht seyn — ohne uns. Denn wo giebt es eine seeligere Stunde, als die ist, wenn das gefallene Herz sich erhebt; die Bekehrungsstunde eines Sterblichen! Wer nie böse war, kann sich nicht bessern, wer nie fiel, darf nicht aufstehen. Dem Laster also verdankt der Mensch eine der unaussprechlichsten Freuden.

Nein, gute Tugend! es steht nur wohl um dich, so lange wir noch da sind. Unser Daseyn beweißt das deine. Jede Lüge beweißt, daß es Wahrheit giebt, und daß die Menschen Wahrheit lieben. Niemand glaubt die Lüge, als Lüge, sondern, weil er sie für Wahrheit hält. Jede Untreue erinnert daran, daß es Treue giebt. Ein Friedensbruch ist nicht denk-

bar ohne einen Frieden und Vertrag, und jeder Vertrag zeugt von der Lust der Menschen zur Ehrlichkeit und Friedlichkeit. Die Funken des Guten liegen still im Steine: wir sind der Stahl, der sie hervorlockt. Ich freue mich, so oft ein fürchterlicher Krieg ausbricht, weil ich daran denke, wie viel Tugendblumen unter diesem Blutregen aufkeimen werden. Die Nachricht von einem grossen Bankerut ist Wonne für mich, denn ich überlege, wie viel gute, Vertrauungsvolle, ehrliche Menschen es geben müsse, wenn ein grosser Bankerut zu Stande kommen soll. Siehe, so genau hängen wir mit dir, mit der Glückseeligkeit und Thätigkeit des Menschen, und mit dem Plane des Ganzen zusammen! —

Während dieser Rede hatten sich die meisten Unholde verlaufen; auch die Rednerin schlich ihnen nach. Vom Himmel floß ein heiliges Licht hernieder, hinter welchem die Göttin emporstieg.

II. Das Todten-Heer.

Ueber Stadt und Land lag trübe schweigende Mitternacht: der Ton des zwölften Glockenschlags dröhnte langsam in meine Träume, daß mich ein Schauder ergriff, wie Fieberfrost. Horch, da hört' ich das Geklimper eines Glöckleins, wie man den Missethätern läutet, die zum Hochgericht geführt werden. Ich sah auf die Straße: da wandelte ernsthaft ein schwarzes Männlein, mit einer Laterne in der Hand: es schaute auf und nieder, und rief mit holer gebrochner Todtenstimme einmahl über das andre: Wacht auf, ihr Schläfer allzumahl, und bethet für die Todten all, auf daß sie selig werden. Grausen uud Entsetzen luftete mir das Haar hoch auf: ich horchte, und vernahm den Ton einer Leyer: aber, der die Leyer spielte, war ein hagres Gerippe, das hinter dem Männlein herschritt, und die Melodie war eintönig, wie die Weise zum Todtentanz. Komm herab, grinnste mich das Gerippe an, und tanze zu meinem Spiel! Uud husch, husch war ich hinab, eh ich mich besann, und tanzte zu dem jämmerlichen Leyerton.

Als wir aufs Blachfeld hinaus kamen, sah ich einen langen Zug, zu Fuß und zu Pferde, und der Zug gieng nach dem Tackte der Leyer. Hinter dem allen kam ein Wesen, halb Mann halb Weib, leicht und gewandt, wie mir der Laternenschein verrieth, auf der einen Seite alt, auf der andern jung, beladen mit Kronen, Sensen, Sceptern, Hirtenstäben, Aexten, Stäben, Perlen, Federn, Gold, Silber, Steinen, Hüten und Hauben. Es gieng bald schnell, bald langsam. Wenn ich wähnte, es sey von mir fern, stund es dicht neben mir. Lastträger, sprach ich mit zitternder Stimme, wer bist du? Ich bin der Tod, antwortete das Wesen, und jene da sind Gestorbene. Du der Tod? also ist der Tod kein dürres holäugiges Gerippe, wie dieser da mit der Leyer? aber auch kein sanfter Jüngling mit gesenktem Blick und gelöschter Fackel?

Ihr Menschen kennet den Tod nicht, sprach der Träger, ihr seyd der Tod selbst, der Tod hat eine Gestalt, wie du und deines gleichen. Jeder, der lebt, ist sein eigner Tod. Euer Leben ist Tod, sterben, heißt aufhören zu leben, gebohren werden, heißt, anfangen zu sterben.

Ich schlug an meine Brust. — Aber was trägst du da, Tod? wozu das Geräthe?

Ich habe es den Menschen dort abgenommen, um ihnen die Reise leicht zu machen. Diesem dort gehörte die Krone, die du hier siehst: sie war ihm schon im Leben schwer und drückend: mächtige Sorgen lagen auf ihm, da kam ich und nahm ihm die Krone ab, und führte ihn mit mir: nun wird er Ruhe haben.

Freundlicher Geleitsmann, so führst du also zur Ruhe?

Diesen Scepter hier entriß ich einem andern, eben als er ihn ausstrecken wollte, um Krieg und Jammer über sein Land zu gebiethen. Er fluchte meiner und wand sich auf den Stufen seines Thrones: aber ich riß ihn fort: jetzt wird Er ein Fluch werden.

Schrecklicher Geleitsmann, so führst du also zur Qual? Und das Männlein sang wieder: Wacht auf ihr Schläfer allzumahl, und bethet für die Todten all, auf daß sie selig werden.

Schweigend giengen wir neben einander weiter: es ist schauerlich, dem Tode so nah zu

wandeln. Ein wildes Geräusch, mit Nichts von alle dem zu vergleichen, was uns Geräusch dünkt, weckte mich aus dem düstern Schweigen. Was rauscht so in der Nähe, wie Sturmwind und Meereswogen, noch schrecklicher als Donner, unaussprechlich für mich?

Ich stand und sah — die Hölle.

Hast du sie noch nie gesehn, Erdensohn?

Oft schon, lieber Geleitsmann, aber ich weiß nicht, wo.

Wo Sünde ist, da ist Hölle. Du sahst sie im Neide, der mit viehischem Hunger an seiner Seele nagt, nicht satt wird, und doch nagt. Du sahst sie in der üblen Laune, die mit Schadenfreude auf ihrem eignem Glücke herumtritt, die Menschen um sich her anhaucht, wie eine Giftschlange, daß sie Freude und Muth verlieren. Du sahst sie in der Verläumdung, die mit kaltblütiger Ruhe die Ehre der Menschen mordet, ohne die ihrige zu vermehren.

Recht und vor allem sah ich sie in einer bösen Ehe, die niemand so schnell und wohlthätig trennen kann, als du.

Wir sind zur Stelle, sprach der Tod: hier ist mein Reich. Ein unabsehliches Feld, durch

hohe fast unersteigliche Mauern von der übrigen Welt geschieden, lag vor mir. Die Mauern waren mit schrecklichen Bildern geziert, unaufhörlich hallte an ihnen das Echo der Seufzer und Klagen aus der Welt zurück. Kein Himmel bedeckte die Fläche, moderndor Todtendunst hatte Wolken drüber gebildet. Ganz in der Ferne war ein Thron errichtet von Schädeln und Gerippen: ein Sarg stand als Fußschemmel unten am Thron: das Baldachin war ein Sterbekleid. Schaurige Melodien empfingen den Tod, als er dem Throne sich nahte. All sein Geräthe warf er in die Grube der Vergänglichkeit. So wie er den Thron bestiegen hatte, sammelten sich um ihn viel andre Tode, unter ihnen der Tod der Liebe, der Tod des Hungers, der Reue, der Sehnsucht, des Vorwurfs, des Lachens. Zu ihnen gesellten sich die Gestorbenen.

Der Tod der Liebe hatte einen holen Kopf, ohne Gehirn. Schwebend und wankend lehnte er sich auf einige Personen, unter denen ich Piramus und Thisbe, Leander, Werther und Siegwart erkannte, und noch viele, die die Welt nicht kennt. Viele standen und weinten

ihm zu: viele bedauerten ihn mit Verachtung: Heilige, mit frommen kalten Herzen giengen vorüber und verdammten ihn.

Gräßlicher war der Tod des Hungers. Ihn begleiteten Arme, die auf Erden keinen gefunden hatten, der sie speiste zur Zeit der Noth: Reiche, die ein unmenschlicher Geiz abgezehrt hatte, ihm selbst zum Opfer.

Viel Gefolge umgab den Tod der Reue, der mit niedergeschlagenem Blicke, zusammengebissenen Lippen und eingeknifnen Fäusten unbeweglich hinstarrte. Das hätte ich nicht gedacht, murrte der eine, daß diese Freuden, die ich genoß, ein so schreckliches Ende nehmen würden: ich trozte auf meine Jugend und meine Kräfte. Verdammte Brut, die mich mit Sirenenliedern in die Untiefen der Wollust lockte! Das hätte ich nicht gedacht, blöckte ein andrer, daß das Gewissen so wüthend erwacht, wenn man es auch lange eingeschläfert hat. Alle die Tage, seufzten andre, sind verflossen, alle die Gelegenheiten sind unbenutzt entflohen, wer wird sie wiederbringen!

Noch war ich in der Betrachtung dieser Gestalten verlohren, als die Stimme vom Throne

mit Kraft und Nachdruck herabrief: Todte, kommt und belehret den Lebendigen!

Da kam einer mit düsterer Miene, das Auge voll Sehnsucht, immer hinschauend nach der Welt, im Kampfe mit sich selbst. Lebendiger, sprach er, knüpfe dich nie mit allzufesten und vielen Banden an die Welt, bleibe so frey, als du kannst: du hast dort kein Bleiben, halte dich immer zur Reise fertig.

Er sprachs und weinte.

Lehre die Erdensöhne, sprach ein andrer, ein Mann voll hoher Weisheit, glänzende Herrlichkeit spiegelte aus seinen Augen, lehre sie, daß ihr Wissen nur Stückwerk sey. Sie beweisen, was sich nicht beweisen läßt: sie wähnen zu wissen, was sie nur ahnden: sie sollen ihre Ahndungen fest halten, und zum starken Glauben ausbilden — daran haben sie genung. Siehe, ich habe viel gedacht und bewiesen, ich glaubte, die Zukunft zu sehn, wie die Gegenwart: aber es ist hier anders, als ichs oben sah. Lehre die Menschen handeln und hoffen!

Indem brach ein Schwarm zorniger Menschen hervor — sie sahen aus, als wären sie

allein im Besitze der Wahrheit, zuversichtlich und stolz, polternd und eifernd — ein Ketzer! schrieen sie, nnd fuhren auf den Weisen los.

Ich erschrak heftig — auch im Orkus noch Ketzermacher? — ich wollte ihnen in den Weg laufen, ereiferte mich und — erwachte.

III. Die Kritik.

Die Kritik war die älteste Tochter der Wahrheit und des Fleisses. Als sie gebohren war, übergaben sie ihre Eltern der Gerechtigkeit, und liesen sie im Hause der Weisheit erziehen. Bald erwarb sie sich durch ihre trefliche Bildung die Achtung der Himmlischen, daher ward sie früh zur Lehrerin der Phantasie bestellt und müste den Gesang der Musen leiten, wenn sie vor Zeus Thron sangen.

Als die Müsen vor grauen Zeiten zur Erde herabstiegen, kam die Göttin mit ihnen. Die Gerechtigkeit gab ihr einen Zepter, das eine Ende mit Amaranthen und Lorbeerzweigen umkränzt und mit ambrosischem Oel befeuchtet, das andre mit Cypressen und Pappel-Laub bewunden, und in die Fluthen des Lethe getaucht. In der linken Hand trug sie eine unauslöschliche Fackel, von der Arbeit verfertigt und von der Wahrheit angezündet.

So kam sie hernieder, die Werke der Irdischen zu mustern. Was ihre Fackel beleuchtete, erschien in seiner wahren Gestalt, mit allen Tugen-

Tugenden und Fehlern. Das Vortrefliche berührte sie mit dem amaranthnen Ende des Zepters, da ward es unsterblich. Aber das schlechte beträufelte sie mit den Tropfen der Lethe, da ward es vergessen.

Aber viel Werke wurden ihr vorgelegt, die des Vortreflichen und des Schlechten gleich viel hatten. Was sollte sie thun? Aus Furcht, den Zepter der Gerechtigkeit unrecht zu führen, überließ sie die Prüfung und das Urtheil — der Zeit.

Das Verfahren der Zeit war langsam, aber gerecht. Viel Werke wurden vernichtet, einige allmählig, andre auf einmahl. Zufrieden mit dieser Richterin entfernte sich die Göttin wieder von der Erde, und fürchtete nicht, daß Vorurtheil, Mißgunst und falscher Geschmack der guten Sache schaden würden. Ehe sie sich in die Wolken erhob, zerbrach sie ihren Zepter in Stücken. Gierig sammelte die Schmeicheley alle die Splitter auf, die von dem ambrosischen Ende gefallen waren: die Stücke vom Ende der Lethe rafte die Bosheit zusammen. Die Fackel ließ die Göttin nicht zurück. Dar-

um blieben die Anhänger der Schmeicheley im Finstern: aber die Freunde der Bosheit empfiengen eine Fackel von den Furien, deren Flamme allein das Schlechte beleuchtete.

Mit diesen Werkzeugen giengen beyde Partheyen aus, Unsterblichkeit oder Vergessenheit auszutheilen. Aber der Zepter verlohr seine Kraft, und die Zeit spricht, ohne auf ihre Entscheidung zu achten, nach eignem Gefallen das Urtheil.

Ueber zehn Gemählde aus der Niederländischen Schule.

1 bis 6.

Trefliche Züge zu dem Gemählde einer kleinen Stadt, die mit andern in keiner Verbindung steht, kein sonderliches Gewerbe treibt, und keinen Zeitvertreib hat, als den sie sich selbst macht. Um einen solchen Orte einiges Ansehen zu geben, müssen einige vornehme Familien daselbst wohnen. Diese sind gemeiniglich so stolz, daß man sie kaum ansehen darf. Ihr Zeitvertreib besteht im Besuche geben, mit dem steifsten Ceremonial. Wenn eine Frau bey Tische nicht nach ihrem Range zu sitzen kommt, so entstehen Mißhelligkeiten, die in einem halben Jahrhunderte nicht wieder beygelegt werden. Bey dergleichen Besuchen sind die Abwesendtn allemahl der Gegenstand der Unterhaltung. Ihre Bälle und Spielgesellschaften dienen zu weiter nichts, als den unnatürlichen Widerwillen, den

sie gegen einander hegen, immer lebhaft zu unterhalten. Man gebe nur Achtung, mit welcher Wichtigkeit jene ältliche Frau, die vornehmste am Orte, den obersten Platz in der Stube einnimmt, ihre Familie folgt ihr mit gleichem Ernst.

Bemerkt ferner ihre läppische Neugierde, ihre Anmerkungen über einander, ihre genaue Kenntniß von dem, was ein jeder thut, ihre Verwunderung, wenn einer etwas Ungewöhnliches vornimmt. Sie wissen auf die Minute, wenn der oder jener auf das Feld, in seine Werkstatt oder in das Wirthshaus geht. Nimmt einet etwas anders vor, setzt er sich aufs Pferd, anstatt daß man glaubt, er werde zu Fusse gehn, oder geht er in den Garten, anstatt in das Wirthshaus, so können sie nicht begreifen, warum, sondern zerbrechen sich die Köpfe, um die Ursachen dieser äuserst merkwürdigen Veränderung auszusinnen.

Sie entscheiden über alles, was ihnen vorkommt, als ob sie die ganze Welt zu regieren hätten. Der Schluß ihrer Betrachtungen ist allemahl, daß es lauter böse Menschen giebt, sie ausgenommen. Wie sie schwatzen! wie

gern sie witzig seyn möchten! wie sie über ihre eignen Einfälle lachen! wie lustig, artig und klug sie thun! Besonders, wenn der Mann eintritt, den sie als ihren Spaßmacher lieben und ehren. Gleich sein erstes Wort ist Witz: Wie geht mirs? fragt er, und die ganze Gesellschaft lacht. Für einen Groschen Bier, mags kosten, wie viel es will, ist sein zweytes Bon Mot, und ein zweytes Gelächter schärft seinen Witz von neuem. S'ist finster auf der Strasse, daß man sein eignes Wort nicht sieht: das muß wahr seyn, der Junge hat einen anschlägigen Kopf, wenn er die Treppe herunter fällt; und wie die Einfälle weiter lauten.

7 bis 9.

Das Wirthshaus selbst, wo sie zusammen kommen. Der rothbackige Wirth voll von Bier und Zufriedenheit, steht und hört den witzigen Einfällen zu, und belacht sie jedesmahl am längsten. Die Wirthin nimmt im Vorbeygehen etwas von dem Gelächter mit, und wehrt sich kickernd gegen einige Zweydeutigkeiten, die man ihr nachruft, mit Genehmigung des Eheherrn. Einmahl bleibt sie stehen, um zu fragen: wo

der und jener heute bleibt, und man legt ihre Frage mit Gelächter so aus, als ob sie ein Auge auf den Abwesenden habe. Im Winkel sitzt ein Reisender. Zischelnd forscht die Gesellschaft, wer er wohl seyn möge, und der Spaßmacher will bemerken, daß es ein Wurmdocter sey.

10.

Mich dünkt, das Leben und der Tod dieser fleißigen alten Frau, die zeitig aufstand, für Frühstück, Mittagbrod und Abendessen sorgte und zu Bette gieng, und wieder aufstand, und für Frühstück, Mittagbrod und Abendessen sorgte und zu Bette gieng, und so immer fort, alle Tage des Jahres, ohne den geringsten Unterschied, ist ein grosser Beweiß von der Wichtigkeit menschlicher Handlungen.

ABCBüchlein
für Kinder der Weisheit.
Aus allerley Schriften gesammelt.

A.

Alter des Lebens. Du armer Mensch! Wenn der zarte weisse die ganze Natur überzaubernde Nebel deiner Kinderjahre herunter ist: so bleibst du doch nicht lange in deinem Sonnenlichte, sondern der gefallene Nebel kriecht wieder als dichtere Gewitterwolke unten rings am blauen herauf, und am Jünglings-Mittage stehest du unter den Blitzen und Schlägen deiner Leidenschaften. Und Abends regnet dein zerschlitzter Himmel noch fort! Jean Paul.

Aufklärung. Aufklärung bey einem leeren Herzen ist blos Gedächtniswerk. — Die meisten Menschen unsrer Tage gleichen den neuen Häusern in Potsdam, in die Friedrich

zu Nachts Lichter setzen lies, damit jeder denken sollte, sie seyn — bewohnt. J. P.

Aufopferung. Eine Rührung, eine Thräne ist ein Schwur vor dem Himmel, gut zu werden — aber eine einzige Aufopferung stählet dich mehr, als fünf Busthränen und zehn Kasualpredigten. J. P.

Aufrichtigkeit. Auf dieser Erde schlägt keine erhabnere und seeligere Stunde, als die, wo ein Mensch sich aufrichtet, erhoben von der Tugend, erweicht von der Liebe, und alle Gefahren verschmäht, und einem Freunde zeigt, wie sein Herz ist. — Aber die vollendete Aufrichtigkeit steht nur der Tugend an; — der Böse verschone uns mit seiner Leicheneröfnung, und wer keine Himmelsthür an sich zu öfnen hat, lasse das Höllenthor zu. J. P.

B.

Bethören. Wie bethört sich der hiesige Mensch, die dunkle Figur auf einem Nachtstück; jeden Winter sagt er zu sich: ach! es fehlt mir nichts, als der Frühling! J. P.

Bürgerlich. Man muß dem bürgerlichen Leben und seinen Mikrologieen einen künstlichen Geschmack abgewinnen, indem man es liebt, ohne es zu achten, indem man es als eine Verästung des menschlichen so poetisch geniesset, als man bey dessen Darstellungen in Romanen thut. J. P.

C.

Charakter. Diejenigen Charaktere, die aus Stolz und Delikatesse in gleichem Maasse gemischt sind, geben uns im Umgange das meiste Vergnügen.

Collision. Leider könen die Lorbeern für die Grossen nicht in hinlänglicher Menge wachsen, ohne daß wir eine Menge Kornähren ausjäten. Liter. Briefe.

Cultur. Unter einem rohen Volke und unter dem gemeinen ist Freundschaft nur Mittel uud Rückenwind zum Weiterkommen, nicht Ziel nnd in die Brust gesogne Lebensluft; aber die Cultur, die überall mit dem Stahl des Körpers nur Funken der Seele

schlagen will, erzieht das Herz für das fremde, und lehret uns die Freundschaft höher achten, als die Zeichen und Vortheile der Freundschaft. J. P.

D.

Dämmerung. Wir geniessen nur aus Erinnerungen oder Hofnungen, und gleich den Nachteulen sehen und fliegen und jagen und haschen wir nur in zwey Dämmerungen. J. P.

Dünkel. Wer sich dünket, etwas zu seyn, ist auch etwas, nehmlich Materie, woraus Gott die Narren macht. Arnds W. Christenthum.

E.

Eigenliebe. Genau genommen, bemühen sich alle Menschen, andern die gute Meynung beyzubringen, die sie von selbst haben.

Entbehrlich. Man kann die Erfahrung nicht früh genung machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Göthe.

Enthusiasmus. Der Mensch muß, wie Gebäude, in die Höhe geschraubt werden, um reparirt zu werden. J. P.

Erde. Nicht blos der Himmel, auch die Erde macht den Menschen gros. J. P.

Die Erde ist nur der Zimmerplatz, nicht die Baustelle der Menschen. J. P.

Erhaben. Das Erhabne wohnt nur in den Gedanken, es sey des Ewigen, der sie ausdrückt durch Buchstaben aus Welten, oder des Menschen, der sie nachlieset. J. P.

F.

Fehlen. Verzage nicht, wenn du einmahl fehlst, und deine ganze Reue sey — eine schönere That. J. P.

Fortschritt. Der Gang des Menschengeschlechts zur heiligen Stadt Gottes gleicht dem Gange gewisser Pilgrimme, die nach Jerusalem wallfahrten, und allemahl nach drey Schritten vorwärts wieder einen rückwärts thun. J. P.

Freude. Das Entreebillet zur Freude ist ein gutes, und dann ein ruhiges Herz. J. P.

Freünd. Nur die flachen Menschen sind eines jeden Freund, wie Bilder, die einen ansehen, wohin man tritt. J. P.

Friedrich der Grosse. Es ist leichter, ein grosser, als ein rechtschaffner König zu seyn: es ist leichter, bewundert, als gerechtfertigt zu werden. — — Friedrich konnte durch einen Thron höchstens erniedrigt werden, weil er darauf sitzen muste, und ohne die so eng umschliessende Krone, das Zilizium und den Zauberkreis des Kopfes, wäre dieser höchstens — grösser geworden: und glücklich, du grosser Geist konntest du noch weniger werden; denn ob du gleich in deinem Innern die Bastille und die Zwinger der niedrigern Leidenschaften abgebrochen; ob du gleich deinem Geiste das gegeben, was Franklin der Erde, nemlich Gewitterableiter, Harmonika und Freyheit; ob du gleich kein Reich schöner fandest und lieber ausdehntest, als das der Wahrheit; ob du dir gleich von der Hämlings-Philo-

sophie der Encyklopädisten nur die Ewigkeit, nicht die Gottheit, verhängen liessest, nur den Glauben an Tugend, nicht deine eigne: so empfieng doch deine liebende Brust von der Freundschaft und von der Menschheit nichts, als den Wiederhall ihrer Seufzer — die Flöte, und dein Geist, der mit seinen grossen Wurzeln, wie der Mahagonibaum, oft den Felsen zertrieb, worauf er wuchs, dein Geist litt am grellen Kontrast deiner Wünsche mit deinen Zweifeln, am Kontraste deiner idealischen Welt mit der wirklichen und deiner geglaubten, ein Kontrast den kein milder Glaube an eine zweyte sanft verschmolz, und darum gab es auf und um deinen Thron keinen Ort zur Ruhe, als den, den du nun hast. J. P.

G.

Gedanken. Warum sind oft die reinsten Seelen mit einer Menge ekelhafter, giftiger Gedanken gequält, die wie Spinnen an den glänzenden Wänden hinaufkriechen, und die sie nur die Mühe todtzudrücken haben? J. P.

Geiz. Jeder Mensch ist in irgend etwas ein ausgemachter Filz. J. P.

Gewisheit. Hier im Leben können wir nie Universaldogmatiker werden: weil nach einem „sieh ich habe gefunden!" mehrere ich muß suchen, und vielleicht auch aber es ward mir zu schwer sich einstellen. Kaufmann.

Glauben. Es giebt eine höhere Ordnung der Dinge, als wir erweisen können — es giebt eine Vorsehnng in der Weltgeschichte und in eines Jeden Leben, die die Vernunft aus Kühnheit glaubt — es muß eine Vorsehung geben, die nach andern Regeln, als wir bisher zum Grunde legten, diese verwirrte Erde verknüpft als Tochterland mit einer höhern Stadt Gottes — es muß einen Gott, eine Tugend, und eine Ewigkeit geben. J. P.

Groß. Der Mensch allein ist groß, der wahr ist. Wer von der Wahrheit abweicht, wird klein. Nach dem Urtheil aller und jeder Menschen ist der der Allerkleinste und Verächtlichste, der am unwahrsten handelt,

Man glaubt, eine Gottheit vor sich zu haben, wenn man einen Menschen vor sich sieht, der immer der Wahrheit gemäß handelt; dessen Handlungen alle ein reiner Abdruck der reinen innern Gesinnungen sind. Lavater.

Gut. Warte nie auf außerordentliche Lagen zum Gutesthun: die allträglichste ist die verdienstlichste. J. P.

H.

Haß. Man hasset am Andern nichts so sehr, als einen neuen Fehler, den er erst nach Jahren zeigt. J. P.

Haus-Practika. Die nöthigste Predigt, die man unserm Jahrhunderte halten kann, ist die, zu Hause bleiben. J. P.

Heldenthat. Die grösten Heldenthaten werden zwischen vier Wänden gethan. J. P.

I.

Idee. Unter der Täucherglocke einer Idee stecken wir beschirmt vor dem äusern Ozean. J. P.

Inkonsequent. Grade der Besitz ungleichartiger Kräfte in gleichem Grade macht inkonsequent und wiedersprechend; Menschen mit einer dominirenden Kraft handeln gleicher nur nach ihr. In Republiken ist mehr Mißhelligkeit, als in Despotien; am Aequator ist ein gleicherer Barometerstand, als in gemässigten Zonen. J. P.

K.

Kleinigkeit. Ich ärgre mich, wenn die Menschen mit dem Namen Kleinigkeiten schelten. Was habt ihr denn anders? Ist denn nicht das ganze Leben — blos seine erste und letzte Minute ausgenommen — daraus gesponnen, und kann man nicht alles Wichtige in einen zusammengedrehten Strang von mehreren Bagatellen zerzausen? Unsere Gedanken ausgenommen, aber nicht unsere Handlungen, kriecht alles über Sekunden, jede große That, jedes grosse Leben zerspringt in den Staub der Zeittheile. J. P.

Krankheit. Es wären für uns vier bessere Buß- Bet- und Fasttage, als die gewöhnlichen,

lichen, wenn wir jährlich nur vier harte, hoffnungslose Krankentage hinter einander auszuhalten hätten; weil wir auf dem Krankenlager, dieser Eisregion des Lebens neben dem Krater, mit erhöhten Augen auf die einschrumpfenden Lustgärten und Lustwälder des Lebens niedersehen — weil da unsre elenden Rennbahnen kürzer, und nur die Menschen grösser erscheinen — weil wir da nichts mehr lieben, als Herzen, und keine andern Fehler vergrössern und hassen, als unsere, und weil wir mit schönern Entschlüssen das Siechbette verlassen, als wir es bestiegen. Denn der erste Genesungstag des überwinterten Körpers ist die Blüthezeit einer schönen Seele, sie tritt gleichsam verklärt aus der kalten Erdenrinde in ein laues Eden, sie will alles an den schwachen, schwer athmenden Busen ziehn, Menschen und Blumen und Frühlingslüfte und jede fremde Brust, die am Krankenbette für sie geseufzt hatte, sie will alles, wie andere Auferstandene, eine Ewigkeit lieben, und das ganze Herz ist ein feuchtwarmer, quellender Frühling voll Knospen unter einer jungen Sonne. J. P.

L.

Leben. Nürnberger Tand — der fallende Schaum eines Lebens — ein Sprung durch den Reifen der Ewigkeit — eine Gays Bettler-Oper — ein Glaubens-Interim. Jean Paul.

Das Leben des Menschen zieht, wie ein Vollmond über lauter Nächte. J. P.

Lebensregeln. Jede Minute, Mensch, sey dir ein volles Leben! Verachte die Angst und den Wunsch, die Zukunft und die Vergangenheit: Geniesse dein Seyn mehr, als deine Art zu seyn! Setze in keine Lotterien, bleibe zu Hause, gieb und besuche keine grossen Gastmähler, verreise nicht zu halben Jahren! — Verachte das Leben um es zu geniessen! J. P.

Leer. An den Menschen sind vorn und hinten, wie an den Büchern, zwey leere Buchbinderblätter — Kindheit und Greisenalter. J. P.

Leidenschaften. Keine Ruhe und Kälte ist etwas werth, als die erworbene. Der

Mensch muß der Leidenschaften zugleich fähig und mächtig seyn. J. P.

Lesen. Man kann sich mit gefährlicher Täuschung in die Tugend hinein lesen, und sich schon für gut, edel, grosmüthig halten, weil uns eine Stelle voll Güte, Edelsinn und Grosmuth gefiel. Wohl recht sagt J. P. die Seele wird, wie der Körper, durch Arbeit (Uebung, Praxis) nicht durch gute Nahrung (Maximen, Theorieen) gesund und stark.

Lieben. Böses dulden; dem Unrecht schweigen; Gutes wünschen, wollen, sprechen, begünstigen, befördern, thun — lieber geben, als nehmen; vergeben, wie wir wünschen, daß uns vergeben werde; nicht geniessen, damit Andre geniessen; tragen, damit Andre leichter haben; sich einschränken, damit Andre sich ausdehnen; sich drücken lassen, damit Andre freyer werden. Lavater.

M.

Mensch. Der Mensch ist der grosse Gedankenstrich — im Buche der Natur. J. P.

Menschen-Behandlung. Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter. Wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie seyn sollen, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind. Göthe.

Menschenliebe. Die Freundschaft kann Vorzüge begehren, aber die Menschenliebe blos Menschengestalt. Daher haben wir alle eine so kalte, eine so wechselnde Menschenliebe, weil wir den Werth der Menschen mit ihrem Recht vermengen, und nichts an ihnen lieben wollen, als Tugenden. Ich will die Menschen lieben, blos, weil sie Menschen sind. J. P.

Menschenkenntniß. Um einen Menschen vollkommner zu verstehen, müßte man seine Doublette seyn, und sein Leben gelebt haben. J. P.

Meynung. Unsre Meynung von einander kann euch und mich nicht schlechter machen, als wir sind.

Musik. O Musik! Nachklang aus einer entlegnen harmonischen Welt! Seufzer des En-

gels in uns! Wenn das Wort sprachlos ist, und die Umarmung, und das Auge, und wenn unsere stummen Herzen hinter dem Brast-Gitter einsam liegen: o so bist du es nur, wodurch sie sich einander zurufen in ihren Kerkern, und wodurch sie ihre entfernten Seufzer vereinigen in ihren Wüsten. J. P.

N.

Nutzen. Das Höchste und Edelste im Menschen verbirgt sich, und ist ohne Nutzen für die thätige Welt (wie die höchsten Berge keine Gewächse tragen); und aus der Kette schöner Gedanken können sich nur einzelne Glieder als Thaten ablösen. J. P.

O.

Original. Nur nach dem Maasse wird der Mensch für stark, selbstständig, groß gehalten, wie er aus sich selber spricht. — Wer Original ist, und Jeder ists in gewissem Maasse, der darf sich nicht bemühen, es zu scheinen. Lavater.

P.

Philosophen. Es giebt Philosophen, die multo sudore aerumnisque diesen Ehrennamen erkauft haben; andere tragen ihn, wie Paulus sein Bürgerrecht, von Geburt; an jenen **wird** gebaut, diese **bauen;** jene **werden** durch Regeln, diese **geben** Regeln. **Kaufmann.**

Jeder Mann von Genie ist ein Philosoph, aber nicht umgekehrt. Ein Philosoph ohne Phantasie, ohne Geschichte, und ohne encyclopädisches Vielwissen ist einseitiger, als ein Politiker. J. P.

Es ist einerley, welchen Ort man zur philosophischen Sternwarte besteige, einen Thron, oder einen Pegasus, oder eine Alpe, oder ein Cäsars-Lager, oder eine Leichenbahre, und sie sind fast alle höher, als der Katheder im Disputatorio. J. P.

Philosophie. Wir müssen nicht begehren, daß die Philosophie mit einem Federzuge die umgekehrte Verwandlung von Rubens nachthue, der mit einem Striche ein lachendes Kind in ein weinendes umzeichnete. Es ist

genung, wenn sie die ganze Trauer der Seele in Halbtrauer verwandelt, es ist genung, wenn ich zu mir sagen kann: ich will gern den Schmerz tragen, den mir die Philosophie übrig gelassen, ohne sie wär er grösser, und der Mückenstrich ein Wespenstich. J. P.
Philosophie ist kein Brodstudium, sondern geistiges Brod selber und Bedürfnis: man kann sie so wenig lehren, wie die Liebe. J. P.

R.

Reise. Jede Reise verwandelt das Spießbürgerliche und Kleinstädtische in unserer Brust, in etwas Weltbürgerliches und Gottstädtisches. J. P.

Rücken. Ein Menschen-Rücken theilt durch den Schein von Abwesenheit mehr Mitleiden und weniger Haß mit, als Gesicht, Brust und Bauch. Man kann die Menschen gar nicht oft genung von hinten ansehen. J. P.

Ruhe. O Ruhe! du sanftes Wort! Herbstflor aus Eden! Mondschein des Geistes! Du Abend der Seele! du stiller Hesperus des müden Herzens! der allezeit neben der

Sonne der Tugend bleibt! Der Mensch kann alles werden, was er werden soll, wenn er nur erst ruhig geworden ist.

Rührung. Traue nicht auf leise, geistige Rührungen! Sie gehen vorüber, wie der Blitz, und der Donnerschlag der Eigenliebe und des Stolzes folgt hinten drein.

S.

Sachen. Stets lieben und suchen wir Sachen, auf Kosten der Personen. J. P.

Schrift. Was heißt eine schädliche Schrift? Die von Wahrheit, Tugend, Gott, Geistesfreyheit, dem Genusse des Erfreuenden und nie Gereuenden abführt, oder die den Weg zu Gott, zur Wahrheit, Tugend und Freyheit schwerer macht. — Und welche ist nützlich? Die den Menschen seines Daseyns froher und sicherer macht. Lavater.

Schriftsteller. Zwey Klassen von Schriftstellern sind am ehrwürdigsten: die, welche schreiben, um im ächten Sinne des Worts, zu gefallen: und die, welche empfinden, was sie schreiben.

Seeligseyn. Sündenfrey seyn, Leidenfrey, Todesfrey. Sich selbst geniessen, Gott geniessen. Von nichts mehr gedrückt, von Allem sanft berührt werden; auf Alles wirken; Alles mit sich vereinigen, Alles in sich aufnehmen können; mit Allem in Harmonie kommen, und sich mit allem disharmonischen auser alle Möglichkeit der Bedrückung setzen können. Lavater.

Selbsterkenntnis. Nichts, als die Höllenfarth der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung. Hamann.

Stand. Wer sich für seinen Stand begeistern kann, wird viel darinn leisten, aber sich nie über denselben erhebeu.

Still. Wenn man beim Stiche der Biene oder des Schicksals nicht still hält: so reisset der Stachel ab, und bleibt zurück. J. P.

Stumm. Ach! ein Stummer legt den Menschen in die Wiege, ein Stummer drückt ihn ins Grab! — Wenn er eine Freude hat, sieht er aus, als lachte ein Schlafender — wenn er jammert und weint, sieht er aus, wie das Weinen im Schlafe. J. P.

T.

Täuschung. Es ist die gewöhnlichste und schädlichste Täuschung, daß man sich allezeit für den einzigen hält, der gewisse Dinge bemerkt. J. P.

Alle Laster, um begangen werden zu können, täuschen. Täuschung ist Vorkehrung eines schönen hellen Punktes, der eine Menge häßlicher, abscheulicher unbemerkbar macht. Lavater.

Temperatur. Die Menschen und die Pendel-Uhren gehen bloß in einerley Temperatur am richtigsten. J. P.

Tiefen des Herzens. O menschliche Natur! wer kennt alle deine Tiefen! Und wer müßte sich nicht entsetzen, wenn er den zehntausendsten Theil von dem sähe, was alle Tage auch nur in einem Kreise einer bewohnten Viertelquadratmeile vorgeht! Lavater.

Traurigkeit. Die Menschen fliehen die Traurigkeit vornehmlich darum, weil sie die grausamste Feindin der Selbstliebe ist.

Trinität. Der Sinn wie das Wort und die That, wie beydes. Diese Trinität wird von allen Nationen angebethet. Lavater.

Tugend. Die Menschen sind lasterhaft, weil sie die Tugend für zu schwer ansehen, und sie werden's wieder, weil sie sie für zu leicht hielten. J. P.

U.

Ueble Nachrede. Man lügt des Guten so viel von uns, daß wir es uns wohl gefallen lassen können, wenn man auch einmahl etwas Böses von uns lügt. Lavater.

Sage von keinem Menschen das Allerschlimmste, wenn das Allerschlimmste nicht so gewis ist, wie deine Existenz, wenn es nicht heilige Pflicht ist, das Allerschlimmste zu sagen. Lavater.

Unkraut. Fange deine Herzens-Kultur nicht mit dem Anbau der edeln Triebe, sondern mit dem Ausschneiden der schlechten an. Ist einmahl das Unkraut verwelkt oder aus-

gezogen, dann richtet sich der edlere Blumenflor von selber kräftig in die Höhe. J. P.

Unterlassen. Unterlassen ist schwerer, als Unternehmen. Denn jenes muß länger fortgesetzet werden, und dieses ist noch mit dem Gefühle einer doppelten Kraftäuserung verknüpft, einer psychologischen und einer moralischen. J. P.

Unterhaltung. Die meiste Feinheit und das innigste Wohlwollen zeigt sich in der Unterhaltung mit gemeinen Vorurtheilsvollen Menschen. Wer mit ihnen auskommen kann, ohne sie zu beleidigen, und ohne zugleich in ihre Vorurtheile einzustimmen, der hat den Preiß vor den beliebtesten und gepriesensten Gesellschaftern gebildeter Zirkel. Die unterhaltendsten Gesellschaften sind die, deren Mitglieder sich ehrlich in die Fakta und in die Betrachtungen theilen.

V.

Vaterlandsliebe. Vaterlandsliebe ist nichts, als ein eingeschränkter Kosmopolitismus; und die höhere Menschenliebe ist

des Weisen Vaterlandsliebe für die ganze Erde. J. P.

Vergessen. Es giebt einen Trost für uns alle, daß, wenn unser Gedächtniß und unser Namenszug auf der Erde ausgewischt und ausgetreten ist bis auf den letzten Endbuchstaben, daß es denn gleichwohl, (so wie des edlen Friedrichs Name als astronomisches Sternbild in ewigen Sonnen brennt) noch ein unendliches Herz giebt, in dem die Namen seiner kleinen Unsterblichen in lichten Zügen glänzen und nie verlöschen. J. P.

Versöhnung. Zürnet dein Freund mit dir: so gieb ihm Gelegenheit, dir einen grossen Gefallen zu erweisen. Darüber wird dein Herz zerfliessen, und er wird dich wieder lieben. J. P.

Vollkommenheit. Wer in dieser Welt allein nach hoher Vollkommenheit ringt, wird viel Vortrefliches sagen, und wenig Gutes thun. J. P.

Vorsicht. Ist dein Feind eine Mücke: denke du, er sey ein Elephant. Dänisches Sprüchwort.

Vorurtheil für das Alterthum. Unsre Unwissenheit der kleinern Hülfen und Nebenumstände zeichnet uns grosse Menschen und Thaten der alten Zeit höher und kühner vor, als sie waren, so wie wir die alten Bergschlösser auf steile schroffe verwaschene Felsenkuppen gebaut glauben, indes erst das Alter und das Wetter den Berg entkleidete, spizte und schärfte. J. P.

W.

Wahrheit. Jeder Mensch hat einen Wahrheitssinn, wie er ein Auge hat für sichtbare, ein Ohr für hörbare, eine Hand für greifbare Gegenstände. Lavater.

Wort. Man kann immer sicher darauf rechnen, daß gewisse Menschen gewisse Worte ins Ohr fassen werden. Jeder Mensch hat sein Wort, das man ihm nicht zweymahl vorsprechen darf. Die grosse Kunst der Intrigue und Cabale zu allen Zeiten ist: im rechten Moment das rechte Loosungswort fallen zu lassen. Lavater.

Jeder Mensch hat sein feuerfangendes Widerwort, woran er sich erkennen kann — ein Menschenname oder der Name einer Sache. Je weniger Widerworte ein Mensch hat, desto allgemeiner ist sein Sinn; desto freyer, uneingeschränkter, unbefangner ist Er. Ebend.

Wünsche. Es ist gut, wenn der Mensch seine Lebensfakta so wunderbar verflochten hat, daß er ganz widersprechende Wünsche haben kann. J. P.

Würde. Die innere Kraft, das Stehen auf sich selber; die Kraft der lichtreinen Erkenntnis, des einfachen, richtigen, stillen und schnellen Willens, und die physische Leichtigkeit, auf Aeusseres, das von uns abhängig ist, und von dem wir nicht abhängig sind, das unsrer bedarf, und dessen wir nicht bedürfen, auf dieß zu wirken, nach Erkenntnis und Willen — das ist die wahre Würde der menschlichen Natur. Lavater.

Z.

Zart. Die Freude zarter Menschen ist verschämt, sie zeigen lieber ihre Wunden, als

ihre Entzückungen, weil sie beyde nicht zu verdienen glauben oder sie zeigen beyde hinter dem Schleyer einer Thräne. J. P.

Zorn. Stelle keinem, sobald deine Brust den Seitenstich des Zorns befürchten muß, beredt seine Fehler vor; denn indem du ihn von seiner Sträflichkeit überreden willst, so überredest du dich selber davon, und wirst also erboßt. J. P.

Zukunft. Das Buch eurer Vergangenheit, Menschen, ist nur ein Traumbuch, welches das Widerspiel der Zukunft bedeutet. J. P.

Literarische Curiosa.

1. Gemahlte Namen.

Thorheiten der vorigen Jahrhunderte sind immer eine Art von Trost für das jetzige. Mit diesem Gedanken nahm ich eins der seltensten und seltsamsten Bücher zur Hand, welches vielleicht manchem meiner Leser noch unbekannt ist, Johann Buno's historische Bilder †† Läneb. 1672. Eine Beschreibung desselben, nebst Proben gab schon vorlängst Schlözer in der Vorstellung seiner Universal-Historie; zw. Th. S. 322. f. Buno stellt die Geschichte, so wie in einem andern Werke die lateinische Grammatik, in lauter Bildern dar, die weder historische Gemählde, noch eigentlich Allegorieen, sondern etwas ganz eignes sind, nehmlich gemahlte Namen. Schade, daß unsre zeitigen Epigrammatisten von diesem Einfalle nichts gewußt haben; welche schöne Bilder hätten sie aus den Namen aller der Schriftsteller zusammensetzen können, die ihnen haben herhalten müssen! Doch vielleicht geschieht es künftig.

Zu diesem Behuf mögen einige Proben aus Buno's Buche hier stehn, die Schlözer nicht mit ausgezogen hat.

Pyrrhus richtet ein Königreich in Epiro an, er sitzt im Bier in der Bier-Kanne.

Samson, ist ein sammtner Sohn, er hat einen sammtnen Rock an.

Hercules, sagte Her Kühle! oder Keule, du mußt mit mir an die aufgelegten Arbeiten.

Ahasia, hat Hasen-Gehirn.

Themistius, de auf dem Mist schreibet.

Hieronymus aus Stridon, steht mit einer Büchsen oder Rohr auf der Schildwacht, und spricht: Hie Ronde, hier ist Stried oder Streit.

Severus, er sieht so sever aus, daß ihm der Sefer oder Seiber aus dem Munde darübergeht.

Nestorius, er sitzet im Nest bis an die Ohren.

Eutropius, hat ein Ey, so troppet.

Sidonius Apollinaris, er ist in Syden oder Seide angethan wie ein Apollo, dessen Harfe bey ihm; ist aber ein Narr, dann er hat einen Narrenhut mit Glocken oder Schellen.

Nabonassar, nur auf den Abend as er.

Jonas, der Wallfisch speyet ihn aus, er war jo naß.

Amos, er sitzet bey einem A, so er aus Moos gemacht, als er noch ein Hirt gewesen.

Homerus, Hamer, damit er seine Verse geschmiedet.

Lycurgus, er licket oder leckt eine Uhr.

Suetonius, de Schwethmacher oder Bader schreibt Briefe.

Valentinianus, er war ein so starker Valentin oder Velten, daß er mit blossen Händen eine Säule zerbrach.

Codrus, mit Koth und Ruß hatte er sich angestrichen, daß er unerkannt von den Feinden erschlagen würde.

Hosea, lange weite Hosen hat er an.

Virgilius, ein Poet mit dem Kranz, feget mit dem Besen, so aus Virgis oder Ruthen gemacht.

Diodorus Siculus, de Dohr hat ein Narrenhut mit Glocken oder Schellen, ist siek oder krank, und schreibet doch.

2. Drey merkwürdige Gelehrte.

Zwey liederliche, P. J. Beronicus, um 1677, man weis nicht, woher, da er Holländisch, Französisch, Englisch, und Italiänisch gleich fertig sprach: ein guter Dichter, machte lateinische und griechische Verse aus dem Stegereife. *) Er lebte unbeschreiblich cynisch, und nährte sich von den schmutzigsten Verrichtungen eines Tagelöhners, von Kaminfegen, Holzspalten und dergl. Zuletzt hielt er sich in Seeland auf, wo er, wahrscheinlich in der Trunkenheit, in einem Moraste erstickte. Als man ihm einsmahls sagte, er verdiene Professor zu seyn, antwortetete er, non placere sibi umbraticam istam vitam. (S. Lessings Leben 3 Th. S. 327.)

Stephan Bergler, aus Siebenbürgen, Herausgeber der Briefe des Alciphron u. m. ein äuserst liederlicher und schmutziger

*) Ein Heldengedicht von ihm, unter dem Titel Georgarchontomachia besingt die Eroberung der Stadt Middelburg durch die Bauern.

Mann. Er wohnte im siebenten Stockwerk bey Th. Fritsch in Leipzig, den Taubenschlägen parallel, in einem verraucherten Kämmerchen, war gewöhnlich ohne Kleider, und wurde von Fritschen eingesperrt, um zu arbeiten. Denn hatte er Geld oder ein Kleid, so vertrank und verspielte er Alles. Fritsch empfahl ihn dem Alexander Maurocordatus, Fürsten der Wallachey, zum Gesellschafter: aber in kurzem wurde er von diesem, wegen seiner Faulheit und Liederlichkeit wieder fortgejagt. Von hier gieng er in die Türkey, und ließ sich beschneiden. Sein übriges Schicksal ist unbekannt. (Aus Gesners Isagoge.)

Ein seltsambescheidner: Traugott Thomas Spengler gebohren um 1690, auf einem Dorfe, unweit Görlitz, studierte 1703 bis 1708. zu Zittau, unter dem Rector Christian Weise, in Wittenberg unter Wernsdorf, in Leipzig, und zuletzt in Halle, unter Thomasius und Gundling. Im Jahre 1713 gieng er nach Berlin, hier nährte er sich von Informationen, bis er 1762 starb. Bey seinen grossen Kenntnissen hätte es ihm nicht fehlen können, an einer Schule oder Universität anzu-

kommen, aber er zog seine Unabhängigkeit vor. Seine Informationen betrafen weiter nichts, als Lesen, Schreiben, Rechnen und Christenthum. Weiter wollte er sich nie versteigen, so oft und so sehr ihm auch angelegen wurde, in Privat-Vorlesungen seine höhern Kenntnisse mitzutheilen. In den allerersten Grundsätzen, die ich lehre, sagte er, geschehen mir oft schon von Kindern Fragen, die mich stutzig machen. Was würde nicht geschehen, wenn ich mich mit wichtigern Sachen und mit Leuten von ausgebildetem Verstande abgeben wollte? (Aus Lessings noch ungedrucktem Nachlasse.)

---

3. Träume.

Da mehr als die Hälfte des menschlichen Lebens aus Schlaf besteht: so verdienen die Träume allerdings die Aufmerksamkeit des Moralisten. Desto lobenswürdiger war der Einfall eines Anonymus, von dem wir ein Werk besitzen: L'art de se rendre heureux par Songes, (Kunst, sich durch Träume glück-

lich zu machen) Frankf. 1746. 8. Man könnte sagen, die ganze Lebensweisheit bestehe eigentlich in einer solchen Kunst.

Von den Sabinern wird erzählt, daß sie träumen konnten, was sie wollten. Eine glückliche Nation.

Dem angeführten Werke gemäß können wir alle zu diesem Glücke gelangen, wenn wir uns mit den gepriesenen Arzneyen und Salben bekannt machen. Der Verfasser lehrt uns, wie wir von allem möglichen träumen können: z. B.

Von Schlachten, Siegen, Eroberungen und Triumphen zu träumen.

Recept.

Nehmt 6 Unzen Gefeiltes von dem Innern einer Trompete oder Glocke, thut dazu 7 Unzen von dem chymischen Pulver Baracandon, und reibt es in einem eisernen Mörser.

Werft dreymahl so viel, als man mit zwey oder drey Fingern fassen kann, in warmes Widderblut, und besprengt damit, vermittelst eines Lorbeer-Astes euer Bette, besonders das Hauptküssen.

Wie man von prächtigen Gastereyen, von grossen Schätzen träumen, wie man sich die herrlichste Musik, die prächtigsten Schauspiele, Tod, Himmel und Hölle vorbilden, endlich auch, wie man es machen könne, um zu träumen, daß man vortrefliche Verse mache, (eine Kunst, die viele ohne Arzney und Salben verstehen), alles das wird im zweyten Theile des Werkes ganz deutlich gelehrt. Der Verfasser hoft, es werde Jemand seinen Vorschlag benutzen, und eine förmliche Traum-Apotheke anlegen. Geschähe dieß, welche Aussichten auch für die gelehrte Welt! Wenigstens würden die Meß-Katalogen schwächer, wenn sich die Schriftsteller damit begnügten, im Traume geschrieben zu haben, und im Traume Ruhm und Schätze für ihre Schriften einzuerndten! Wie mancher würde, zufrieden mit seinen Nacht-gedanken, die Literatur des Tages ungestöhrt lassen!

Wem es indessen mit den Träumen nicht gelingen will, dem hilft Bartholet durch Salben und Kräuter im Wachen aus. Schon die alten Philosophen und Dichter

brauchten Nieswurz oder guten Wein, um zu denken und zu dichten. Bartholet hat eine Arzney für die Einbildungskraft erfunden, womit man diese richten kann, wohin man will, ein Pharmacum Phantasticum. —

Aegri somnia.

---

4. Erbauliche Betrachtungen über einen Druckfehler.

Es ist sehr traurig, daß man von der Aechtheit einer Lesart so gar wenig versichert seyn kann! Denn daß sie allgemein angenommen ist, daß sie einen guten Verstand giebt; ist das genung, mich zu überzeugen, daß es auch die ist, die aus des Verfassers Griffel oder Feder gekommen? Dazu müste sie nicht bloß alt, sondern die älteste seyn. Und wenn sie auch die älteste wäre: wer stände mir dafür, daß sich der Verfasser nicht selbst verschrieben hätte?

Die übrigen Merkmale sind noch ungewisser. Denn welche Sprachfehler lassen sich nicht durch die zierliche Syntaxis rechtfertigen? Haben unsre Rhetoren die Linie schon gezogen, wo figürlicher Styl aufhört, und Barbarismus anfängt? Haec vitia, den Soloecismus mit inbegriffen, saepe a figuris separare difficile est, sagt schon Quintilian.

Und der gute Verstand einer Lesart? — Desto schlimmer! Das Gute machts eben, daß wir das bessere nicht sehen können. Und was geht uns denn überhaupt die Güte des Verstandes an, wo es nur darauf ankommt, ob es der Verstand des Verfassers ist?

Endlich „dafür ward er von jeher allgemein genommen" — als ob man überall strauchelte, wo ein todter Hund begraben liegt! Eben so wenig, als überall ein todter Hund begraben liegt, wo ein kleines Kind strauchelt.

Das alles macht, daß ich der Kritik gehorsamer Diener bin, wo sie mit ungezweifelten Wahrheiten um sich wirft. Ich habe sogar noch nie recht mit mir einig werden können, ob die Wahrheit am sichersten der mündlichen oder der schriftlichen Ueberlieferung anvertraut werde. Wie wenn die mündliche Ueberlieferung nur seit der Zeit so treulos geworden wäre, seit dem man angefangen hat, sie so ganz zu vernachlässigen, und sich auf die schriftlichen so übermässig zu verlassen? Wissen wir denn auch nur, wie die Alten mündlich überliefert haben? Heutzutage überliefern wir mündlich ei-

gentlich gar nichts. Die Bücher sind unsre einzigen Spediteurs geworden, die alle Versendungen zwar willig übernehmen, aber weiter zu besorgen sehr träge sind. Wer seine Waaren braucht, muß sie bey ihnen ablangen lassen: wer das nicht thut, dem verrosten sie auf den Pakhäusern.

Ich denke, das segnius irritant animum demissa per aures des Horaz wird zu allgemein genommen, wenn man auch das geschriebene oder gedruckte mit unter die sichtbaren Dinge rechnet, die tiefer eindringen, als die gehörten. Jedes dringt durch den Sinn am tiefsten ein, für den es zunächst gemacht ist. Worte abrr sind zunächst für die Ohren gemacht: und es wäre doch sonderbar wenn sie auf nicht ihrem Wege am tiefsten eindrängen.

Was mich endlich, wenigstens in gewissen Dingen, völlig auf die Seite der mündlichen Ueberliefferung ziehen könnte, ist dieses. Sich versprechen und sich verschreiben ist im Grunde eins. Eins ist so leicht und so gewöhnlich, als das andre. Aber nun laßt uns auch

die Folgen von beyden betrachten: sind diese gleichfalls die nehmlichen? Keinesweges.

Als jeder was er wußte, bloß aus der mündlichen Ueberlieferung seines Vaters wußte; was war da ein falsch heraus gestoßnes Wort? Ein Schlag in die Luft, der keine Spur hinter sich läßt.

Aber nun laßt ein Strichelchen in einem Ringelchen vergessen oder verloschen seyn: und seht, was daraus in der Christenheit für Händel entstehen werden! O oder Θ.

Und daß man ja nicht denke, daß nur in Handschriften so etwas besonders nachtheilig werden könne. O wenn wir alle Druckfehler wüßten, denen Menschen und Vieh ihr Wesen zu verdanken haben!

Vielmehr sind wir mit unsrer Druckerey noch schlimmer dran. Denn der Druckfehler wird wenigstens immer tausendmahl mit eins gemacht. Und hat er sich nun gar in eine neue Ausgabe mit herüber geschlichen: so wage es einer, und lege Hand an ihn.

Ich wage es: und wahrlich auf die gefährlichste Art von der Welt. Denn ich habe es

mit einem Hunde zu thun, keinem kritischen, wie Scioppius bissigen Andenkens, sondern mit einem wirklichen.

Ich habe mich nehmlich schon längst geärgert, daß des Ritter Don Quixotte's Windhund so faule Tage gehabt hat. Der Ritter hatte über seinen Ritterbüchern die Jagd ganz vergessen. (S. Uebersetzung Th. I. S. 3.) Und von allen den gefährlichen Fahrten des Ritters finden wir nicht, daß sein Windhund eine einzige mitgemacht hätte: so wie etwa die alten deutschen Degen mit ihren Braken auszogen. Wie gesagt, er muß faule Tage gehabt haben. Wenn er anders überhaupt existirt hat. Wie? Der Windhund sollte nicht existirt haben? Don Quixotte sollte keinen Windhund gehabt haben? Wird seiner nicht gleich Anfangs mit ausdrücklichen Worten gedacht? S. 1. „mit einer Lanze und alten Tartsche am Nagel, einem magern Klepper und Windhunde,“ oder wer die letzten Worte lieber in der Grundsprache sehen will: y galgo corredor.

So lauten alle Uebersetzungen. So lautet das Spanische Original; in allen Aus-

gaben, die ich gesehn habe. Kann ich das läugnen?

Freylich kann ich das nicht läugnen. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn Cervantes hier an einen Windhund gedacht hätte. Meine Gründe sind in Reih und Glied folgende:

Erstens: der Windhund kommt, wie schon erwähnt, in der ganzen Geschichte mit Avellaneda's' Fortsetzung weder auf Reisen noch zu Hause, weder todt noch lebendig, kurz nirgends mehr vor. Und es konnte doch dem Verfasser in der That nicht darum zu thun seyn, sein Drama mit stummen Personen vollzustopfen, da er es so gut versteht, von allem, was in seiner Geschichte vorkommt, irgend einmal Gebrauch zu machen. Ich erinnre mich sogar einmal ein Lustspiel gesehn zu haben, in welchem ein grosser Saufinder die wichtigste Rolle spielte, und dem Publikum mehr Vergnügen schaffte, als die eingehetzten Schauspieler.

Zweitens: würde sich nicht Sancho Pansa dieses Inventariums-Stücks seines Herrn erinnert haben wo er dem Knappen des fremden Ritters seine Schildknapps-Baarschaft vorrechnet? Sagt er nicht

nicht Th. III. S. 176. „An Hunden soll mirs auch gewiß nicht fehlen, denn es giebt'r ja in unserm Dorfe genug.“

Drittens: warum hätte der edle Ritter grade nur einen Windhund gehabt? Sagt nicht der fremde Schildknapp Th. III. S. 175. ausdrücklich „so arm ist doch wohl kein Schildknapp auf der Welt, daß er nicht seinen Klepper, ein Koppel Windhunde und eine Angelruthe hätte?“ Der Schildknapp also hätte eine Koppel, und der Ritter nur einen?

Viertens: auch gab es wirklich Ritter und selbst begüterte, die keine Windhunde hielten, sondern nur ein abgerichtetes Fretchen, S. Th. III. S. 222.

Müß nun aber um dieser Gründe willen der gute Windhund aus dem Texte heraus: wer soll an die leere Stelle? Wer anders, als die wichtige, berühmte, armseelige Rozinante! Und wie denn? Freylich nicht im vollen Jagen. Denn da lief es gewöhnlich mit Rozinanten schlimm ab. S. Th. III. S. 156. Aber laufen konnte die gute Rozinante trotz ihrer Magerkeit doch wenigstens etwas. Bey dem gefährlichen Lanzenbrechen mit dem Baccalaureus

Samson Carrasco stieß Don Quixotte seinem Rozinante die Sporen bis an die Fersen in die Ribben, so daß er, wie die Geschichte meldet, dieß einzigemal wirklich ein wenig galoppirte; denn sonst war sein schärfstes Rennen nie mehr, als ein reiner Trap. S. III. S. 202.

Und da wären wir denn, wo wir hin wollten, ohne Windhund. Ich werfe nehmlich vermöge meines kritischen Rechts ein einziges winziges g aus dem Texte, welches gar leicht ein Abortus des y seyn konnte, lese ganz getrost und gestützt auf die zuletzt angeführte Stelle y algo corredor, und bekomme nun einen Ritter, von jenen, mit einem magern Klepper, der noch ein wenig laufen konnte, oder noch ziemlich trottirte.

Freylich weiß ich nicht, warum der ehrliche Cervantes diesen Druckfehler hat stehen lassen. Ich denke aber, darum, weil er ihm Anfangs entgangen und in der Folge zu unwichtig war. Warum aber Avellaneda, der so viele Inconsequenzen und Widersprüche in Cervantes ersten beyden Theilen rügte, diese Inconsequenz übersehen hat, davon wird, hoff ich, der geneigte Leser, der meiner Meynung ist, den

Grund darin finden, daß Avellaneda nicht so scharfsichtig war, wie er, der geneigte Leser nehmlich, und ich, oder bescheidner zu sprechen, Wir.

---

5. Die gelehrte Wiege.

Ein medicinischer Schriftsteller Martini, empfahl in einem Buche (zweytes Dutzend Beobachtungen, welche das Hirn betreffen. Koppenhagen 176.) den Gelehrten, zum Besten ihres Hirns, eine grosse Wiege, in welcher sie sich schaukeln sollten, und welche von einem Bratenwender in beständiger Bewegung erhalten werden könnte. Man denke sich einmahl einen solchen Anblick, die Gelehrsamkeit in der Wiege, von einem Bratenwender geschaukelt! Daneben allenfalls Ehrhard Weigels Schwebe-Klassen; worinn die Schüler auf schwebenden Bänken in der Höhe sitzen, sich schaukeln und dabey lernen — was ihnen der Lehrer aus seiner Wiege, mitten unter dem Schnarren des Bratenwenders, vordozirt. Am besten würde sich eine

ganze gelehrte Gesellschaft in dieser Lage ausnehmen: wenigstens könnten die Uebrigen, die eine Vorlesung anzuhören haben, unterdessen bequem ausschlafen.

Oder hat Martini vielleicht gar mit diesem Vorschlage satyrisirt? Ist etwa die grosse Wiege die Wiege des Ruhms? Freylich würde diese am besten durch einen Bratenwender in Bewegung erhalten. Honorar und Rezensentenlob!

6. Rappierstösse.

Gewisse Erscheinungen in der allerneuesten Literatur erinnerten mich an ähnliche in der ältern. — Nicht ganz übel war der Einfall eines Sammlers, aus den Werken der deutschen Dichter Devisen auf deutsche Gelehrte u. s. w. auszuziehen, (im Jahre 1772. z. B.

Göz.

Es bann ein Strafgericht
Die Menschen ohne Lieb' in Welten ohne Licht!

Willamov.

Welch thrazisches Gebrüll
Im deutschen Musenhayne!

Krusius.

Ein Thor spricht lächerlich, was Kato weislich sprach.

Aber noch besser wäre der Einfall eines französischen Schriftstellers zu brauchen, von dem wir ein kleines Werkchen haben, unter dem Titel: Les Touches (Hiebe, oder, wie er es erklärt Rappierstösse, le coup, duquel la marque apparoit sur l'habit de celui qui est touché, *) à cause de la craye, dont on blanchit l'epée rabatuë) du Seigneur des Accords. **) A Paris par Jean Aicher 1608. 8. Erst geht in diesem Buche ein Touche vorher, in 8 Zeilen, dann folgt ein Contretouche in 4 oder 6 Zeilen, der gleichsam die Moral oder eine Erklärung oder eine Repressalie enthält.

---

*) Obwohl gewisse Hiebe mehr zurücklassen werden, als einen Kreidefleck auf dem Rocke?

**) Von demselben Verfasser sind Bigarrures, und Les Ecraignes u. s. w. (Schnurren und Zoten der ärgsten Art.)

Eigentlichen Witz haben wenige. Hier nur eins und das andre als Beyspiel:

Le vrai service.

Qui fait service, doit attendre
Le salaire, qui lui convient:
Qui fait plaisir, ne doit rien prendre
D'un liberal plaisir provient:
Or Monsieur pour un bon office
Et plaisir de l'argent retient,
Moi je sers, et rien ne m'advient,
Je fais donc plaisir, lui service.

Contretouche.

L'homme qui est officieux
Merite bonne recompense,
Mais le valet incurieux
Gaigne trop, s'il nourrit sa panse.

Le tems.

Dis moi de quoi les grands Seigneurs
Font chez eux le plus de depense,
L'un dit, que c'est en l'abondance
De chevaux et de serviteurs;

L'autre dit, c'est en l'accointance
De femmes et morceaux friands,
Pour en dire ce que je pense,
La plus grand depense est du tems.

Contretouche.

Je ne sai comme tu entends,
Que perdre tems ce soit depense,
Car chacun d'ordinaire pense,
Comme il pourra passer le tems.

Auch kommen allerley Abwechselungen vor, z. B.

Sur le Coq d'une Eglise.

Les vents battent incessament
Le Coq avec grande violence,
Et toutes fois n'ont la puissance
De l'ebranler aucunement:
Nôtre eglise semblablement
Au Huguenot fait resistance,
Et par son soin et vigilance
Demeure toujours fermement.

Contretouche.

Comment de l'eglise vous faites
Comparaison aux gyroüettes?
Jl n'y a rien plus inconstant.

Reponse.

Non, mais je prens ferme assurance,
Sur sa tres constante inconstance,
Qui ne bouge pour vôtre vent.

Kürzere:

Bissot.

Bissot durant le repas
A rencontré trois bons mots,
Qui étoient fort à propos,
Croi donc, qu'il n'y pensoit pas.
Car quand il y pense bien,
Tout ce qu'il dit, ne vaut rien.

D'un jaloux et de sa femme.

Vous étes gracieuse et belle,
Disoit à sa femme un jaloux.
Ha! je voudrois, repondit elle,
Qu'on en peut dire autant de vous.

Contretouche.

Tu peus bien tenir ce language,
Repliqua le mari, pour moi,
Et mentir à mon avantage,
Aussi bien que je ments pour toi.

Ohne Contretouches und mehr im Epigrammenton sind folgende, die ich übersetzt gebe:

Der blinde Amor.

„Was zwang wohl, nach der Alten Glauben,
Den Gott der Liebe, blind zu seyn?“
Kein Zwang! Er ließ sich gern die schönen Augen rauben,
O Mädchen, um sie dir zu leihn.

Die schlafende Venus.

Was bleibst du hier betroffen stehn?
Willst du mein Auge offen sehn?
Du möchtest diesen Wunsch, o Freund, zu theuer büssen
Wenn meine Augen dir ins Antlitz sehn,
So werden sich die deinen schliessen.

Venus, aus dem Wasser steigend.

Du armer Mann, von Lieb' entbrannt,
Was kühlt nur deine Gluth?
Denn Venus selbst entsteigt, die Fackel in der Hand,
Und ungekühlt, der Fluth.

Beyläufig: Warum hat sich noch Niemand in unserer Epigrammen Zeit an die Sillen der Griechen erinnert?

7. Seltsame Rangordnung.

In einer neulich herausgekommenen Moral steht der Abschnitt von der Nächstenliebe unter dem Gebothe: Du sollst nicht tödten.

In der Berner Polizeyordnung von 1661, die nach den Zehn Gebothen abgetheilt ist, steht das Tabaksverboth unter der Rubrik: du sollst nicht ehebrechen.

8. Deutsche Schriften über und für das Frauenzimmer, aus dem 16. Jahrhunderte zur beliebigen Vergleichung mit der heutigen Damen-Literatur.

Othoman Siegeberti von der Lippe, schöner auspolirter Spiegel von allerley Standts, junge Gesellen, Jungfrauen, Männern und Weiber. Erffort, Paul Brachfelt, 1593. 4.

Thomae Lindenspurn schöne Lehren, wie die Jungfrauwen adelichen Sitten und Tugenten nachfolgen sollen. Amberg, 1600. 8.

Balthasari Mencelii von Fürtreflichkeit des Weiblichen Geschlechts, wider die alten und neuwen Lästerer desselben. Hall in Sachsen, 1597. 4.

Frommer Frauwen Lob aus dem 26 cap. Syrachs. Leipzig, 1588. 12.

Johannes Ireneus vom Lob und Unschuld der Ehefrawen, sampt Widerlegung etlicher ge-

meiner Sprüche, so zur Schmach der Weibsbilder gereichen. Leipzig, 1568. 8.

Heinrich Steinsowel von Weil Historien von den fürnehmsten Weibern so von Adamszeiten an gewesen, was böses und gutes jhe durch sie geübet, auch was nachmals daraus entstanden. Frankf. 1576. 8.

Eben der Titel von Johannes Bocatius. Frankf. 1566. Fol.

Mäidlein Schul, ein schön vnnd nützlich Spiel gestellt durch Conradum Portam. 573. 8.

Ritter von Thurn Zuchtmeister der Weiber und Jungfrauwen aus biblischen und weltlichen Historien. Frankf. 1572. Fol. 593. 8.

Wie sich Fürstliche Fräuwlein in christliche Haushaltung schicken sollten. Heidelb. 1570. 4.

Ehrenspiegel tugendsamer frommer Matronen und Eheweiber. Erffurt, 1586. 8.

Johannis Bußlebii Jungfraw Spiegelein in Reimen verfaßt. Erffurt, 1570.

Trewherzige Warnung an alle schwangere Weiber, u. s. f. Strasb. 1583. 8.

Balth. Wendelii Tract. Daß die Weibsbilder eben sowohl zu Gottes Ebenbilde ge-

schaffen, als die Mannspersonen. Leipzig, 1597. 4.

Albertus Magnus darinn alle Heimlichkeit des weiblichen Geschlechts begriffen. Frankf 1581. 4.

Georgii Pictorii Medici d. Frauwenzimmer, ein nützliches Büchlein, daraus die schwangern Frauen lernen mögen u. s. w. Frankfurt, 1576. 4.

Alexi Pedemontani Weiberzierung, von mancherley nützlichen und bewehrten Arzneyen, den Leib zierlich und wohlgestalt zu machen, jetzund in gemein deutsch verfasset, durch Hans Jakob Wecker. Basel, 1575. 8.

D. Johann Marinelli Weiber Arzney, daß ist, vier Bücher von rechter, unverfälschter russerlicherzier der Weibspersouen u. s. w. Augsb. 1576. 1581. 8.

Tröstlicher Unterricht für schwangere und gebehrende Frauwen, Vöglin. 1591. 8.

Schwangerer, kreysender Wöchnern und Seugern Regiment, Halle, 1591. 4.

Ein ehelichen ABC und weiblichen Tugendspiegel, aus dem 31 cap. Salomonis genommen. Magdeburg, 1595. 4.

Der eheliche Brautkranz, von achterley tugendrosen geflochten. Wittenb. 1591. 12.

Ehebüchlein was nemlich die Ehe seye, und wie ein Eheweib soll geschikt seyn. 1565. 8.

Rebecca mit irem tugendlichen Schmuck illuminirt und ausgestrichen, Allen Jungfrawen und Matronen zum Schauspiegel. Jena, 1568. 4.

Frauwen und Jungfrawen-Spiegel. Frankf. 1565. 8.

Frauwenzimmer, darinnen vermeldet wirdt, von allerley schönen Kleydungen und Trachten der Weiber, hohes und niedriges Stands, wie man fast an allen Orten geschmückt und geziert ist, als Teutsche u. s. f. durchaus mit newen Figuren geziert. Sampt einer kurzen Beschreibung durch den wohlgelarten Thrasibulum Torrenninum Mutislariensem, allen Ehrliebenden Frauwen und Jungfrauwen zu Ehren in Reim verfast. Frankf. 1586. 4.

Georgii Vivienii Weiberspiegel, darinnen alle Eigenschaften unnd das Ampt einer

Gotsfürchtigen frommen und ehelichen Frauwen fürgebildet wirdt. Leipzig, 1566. 8.

Joan Fischhardten J. U. D. Philosophische Ehezuchtbüchlein u. s. f. Strasb. Bernh. Jobin, 1597. 8.

Joh. Ludw. Vivis von gebührlichen thun und lassen eines christlichen Ehemanns und Eheweibs, verdeutscht durch Christophorum Brunonem. Frankf. 1566. Fol.

Der Lord Horion.

Kommentar über eine Stelle in Jean Pauls Hesperus.

Ich darf mir wohl nicht die Erlaubniß erbitten, die Charaktergemählde in Jean Pauls Hesperus und andern seiner Schriften bewundern zu dürfen. Vielleicht sehen es sogar einige Leser gern, wenn ich eines derselben, welches etwas hoch und dunkel hängt, herabnehme, und ein wenig ans Tageslicht halte. Es ist das Bild des Lord Horion.

Unter den vornehmsten Gallerieſtücken des Hesperus sind einige Personen, die der Verfasser hohe Menschen nennt. Ihr Charakter ist eine edle Schwärmerey für die Zukunft: ein Sehnen über dieses Leben hinaus, welches sie verachten, um es desto gewissenhafter brauchen und genüssen zu können. An der Strasse, auf der diese hohen Menschen wandeln, steht der Lord gleichsam als W a r n u n g s t a f e l: die Einmischung desselben in die ganze Geschichte

ist

ist ein kräftiger Beweiß von der ächten Weisheit, Menschenliebe und Vorsichtigkeit des Verfassers.

Ich fange mit den Grundsätzen des Lord an. „Das Leben ist ein leeres kleines Spiel. „— Ein einziger Unglücklicher wiegt alle „Trunkne auf. Für uns nichtige Dinge sind „nichtige Dinge gut genug; für Schläfer Träu„me. Darum giebt es weder in noch außer „uns etwas Bewundernswerthes. Die Son„ne ist in der Nähe ein Erdball, ein Erdball „ist blos die öftere Wiederholung der Erdscholle. „— Lös' ich eine Schweitzergegend in ihre „Bestandtheile auf: so hab' ich Tannennadeln, „Eiszapfen, Gräser, Tropfen und Gries. — „Die Zeit vergeht in Augenblicke, die Völker „in Individuen, die Unermeßlichkeit in Puncte: „es ist nichts groß. — Die Begeisterung ist „mir verhaßt, weil sie eben so gut durch Likföre, „als durch Phantasieen entsteht, und weil man „in und nach ihr am meisten sich zum Haß und „zur Wollust neigt. — Die Grösse einer er„habnen That besteht nicht in der Ausführung, „die auf körperliche Armseeligkeiten, auf Be„wegen, Stehen, auslauft; nicht im einfachen

„Entschluß, weil der entgegengesetzte z. B. der „zu morden, eben so viel Kraft bedarf, als „der zu sterben; nicht in der Seltenheit, weil „wir alle in uns dieselbe Tüchtigkeit dazu, „nur aber nicht die Motive dazu empfinden; „nicht in allem diesen, sondern in unserer Prahlerey. — Wir halten unsern allerletzten „Irrthum für Wahrheit, unser Heute für „fromm, und jeden künftigen Augenblick für „den Kranz und Himmel der vorigen. Im „Alter hat der Geist nach so vielen Arbeiten, „noch denselben Durst, dieselbe Qual. — „Da alles sich verkleinert in einem höhern Auge: „so müste ein Geist oder eine Welt, um groß „zu seyn, es sogar vor dem sogenannten göttlichen Auge seyn; aber dann müßte er oder sie „grösser seyn, als Gott, weil man nie sein „Ebenbild bewundert u. s. w.“

Mit diesen Grundsätzen stimmt sein äuseres Benehmen meist überein. Kalt, gefaßt und stumm sitzt er bey der Operation, als ihm Viktor den Staar sticht: kalt und mit unterdrückter Zärtlichkeit vertraut er diesem seine geheimnisvollen Pläne: kalt und gefaßt sieht er allen

den Bewegungen zu, die seine Pläne zu stöhren suchen. Er wohnt einsam, auf einer beynahe magischen Insel, mit Trauermählern der Vergangenheit umdüstert, immer in sich gekehrt und ernst. „Ich bin unglücklich. — Glaube nicht, „daß ich besonders gerührt bin, — glaube „nicht, daß ich eine Freude begehre, oder einen Schmerz verwünsche, — ich lebe nun „ohne Hofnung und sterbe nun ohne Hofnung.— „Du zitterst viel zu stark — aber frage mich „nicht, mein Theurer, warum alles so ist: in „gewissen Jahren thut man die alte Brust nicht „mehr auf, so voll sie auch sey.“ In diesem Tone spricht er mit seinem Viktor in einem der wichtigsten Augenblicke: jeden Ausbruch von Rührung und Zärtlichkeit bey Viktor hält er durch seine Kälte und eine gewisse abschreckende Höflichkeit zurück.

Was seinen Zusammenhang mit der Geschichte betrift; so war er lange der Vertraute des Fürsten gewesen. Die unbekannten Kinder desselben hatte er heimlich erziehen lassen, um sie zu seiner Zeit dem Vater als Assistenten seiner gemißbrauchten Regierung zuzuführen.

Müde des Hoflebens, zog er sich allmählig zurück. Um indessen seinen Plan, von dem schon etwas durch einen Zufall in schlimme Hände gerathen war, nicht scheitern zu lassen, hatte er einen Fremden, den Viktor, als seinen Sohn erzogen, ihn zur Arzneykunde bestimmt, und an seiner Stelle dem Fürsten zum Vertrauten und Aufseher untergeschoben: und dieß, weil er seinen eignen Sohn dazu nicht brauchen wollte, uud wegen desselben Blindheit nicht konnte. — In ein genaueres Detail kann ich nicht gehen, ohne die halbe Geschichte des Hesperus mitzunehmen.

Ich verweile noch einen Augenblick bey seinem äusern Menschen. „Ein Mann von etwa 45 Jahren, schwarz gekleidet, lang, ehrwürdig, und schön gebildet. Sein heller und fixirter Blick lag wie ein Fokus-Punct zündend auf den Menschen — sein Gesicht war glatt und kalt — auf seiner Stirn stand die lothrechte Sekante als der Taktstrich der Geschäfte, als Exklamationszeichen über die Mühe des Lebens — mit bleichen wagrechten Linien war dieser Taktstrich rastrirt, beide Arten von Linien

waren gleichsam wie Zeichen in die zu hohe Stirn eingeschnitten: wie hoch das Thränenwasser der Trübsal schon an dieser Stirn, an dieser Seele, aufgestiegen sey."

Nachdem er dem Fürsten seine Kinder zugeführt, und ihn und sie zur Ausführung gewisser kosmopolitischer Pläne, die er ihnen schriftlich übergab, verpflichtet hatte, eilt er in seine Insel, macht langsam und bedächtig mehrere Trauer-Anstalten, und erschießt sich in einem selbstgemachten Grabe. Auf dem Marmordeckel des Grabes stand ein weisses Aschenherz, und die Aufschrift: Es ruht.

*

Absichtlich überschlug ich beym Lesen des Hesperus den Anfang des 13ten Abschnitts, um desto unbefangner über den Lord urtheilen zu können. Ich dachte mir folgendes:

Der Lord ist ein Engländer. Vieles, was uns an ihm auffällt, ist national.

Vermöge seines Standes, und während seines Hoflebens hat er nie das menschliche Le-

ben, das Leben im Kleinen, beobachten und genüssen können.

Am Hofe hatte er manche traurige Erfahrung gemacht: wenigstens die, daß er nicht so viel gutes wirken konnte, als er wünschte, und Anfangs vielleicht für möglich gehalten hatte. Jetzt sah er am Hofe manches vorgehen, was ihm misfiel. Gegen ihn selbst zogen Ungewitter auf.

Früh hatte er seine Geliebte im blühendsten Alter verlohren.

Sein Sohn war blind.

Er selbst war eine Zeitlang blind gewesen.

Das Alles erzeugte in ihm einen Unmuth den er allmählig durch finstre trotzige Ideen immer mehr fixirte, ohne sich jedoch zum unempfindlichen Menschenfeinde zu verhärten. Daß er dieß nicht war, beweißt seine patriotische Thätigkeit für den Fürsten und das Land: sein Wunsch, sieben Menschen glücklich zu machen, und selbst die dichterische Erziehung, die er seinem Sohne geben ließ. Er gönnte also wenigstens Andern die Gefühle, die er bey sich selbst

unterdrückte, den Enthusiasmus, den er in sich ausgetilgt hatte.

Sein Charakter ist also gleichsam der Ab- und Irrweg der hohen Menschen. Denn er hat die Hofnung verlohren, und nur durch die Hofnung wird der Mensch groß.

*

Der dreyzehnte Abschnitt im Hesperus beginnt mit drey Meynungen über den Lord.

„Die erste ist ganz unwahrscheinlich, er hält nach ihr, wie alle Welt und Geschäftsmänner das Menschengeschlecht für einen Apparat zu Versuchen, für Jagdzeug, für Kriegsgeräthe, für Strickzeug — diese Menschen sehen den Himmel nur für die Klaviatur der Erde, und die Seele nur für die Ordonnanz des Körpers an — sie führen Kriege, nicht um die Kränze der Eichen sondern um ihren Boden und ihre Eicheln zu erbeuten — sie ziehen dem Glücklichen dem Verdienstvollen vor uud den Erfolg der Absicht — sie brechen Eide und Herzen, um dem Staate zu dienen — sie achten Dichtkunst, Philosophie und Religion, aber

als Mittel; sie achten Reichthum, statistischen Landesflor und Gesundheit, aber als Zwecke — sie ehren in der reinen Mathesis und in reiner Weibertugend nur beider Verwandlung in unreine für Fabriken und Armeen, in der erhabnen Astronomie nur die Verwandlung der Sonnen in Schrittzähler und Wegweiser für Pfefferflotten, und im erhabensten Magister legens nur den anködernden Bierkranz für arme Universitäten.“

Wahrlich, es giebt solcher Charaktere zu Tausenden. Aber Horion ist keiner von ihnen. Sonst hätte er das Heft der Regierung allein ergriffen, hätte es nie aus den Händen gelassen, hätte den Fürsten, statt ihn zu hüten, nur immer tiefer in Ergötzungen und Zerstreuungen verstrickt, hätte die Kinder des Fürsten nicht für das Land, sondern für sein eignes Interesse erzogen, hätte sich nicht in eine einsame Insel zu den Ueberresten seiner Geliebten eingebaut, hätte nicht den schwärmerischen Dahore zum Erzieher seines Sohnes gewählt, hätte sich nicht so aus der Welt gemacht. Nur der Mann, der Menschheit, Wissenschaft und Tugend für

Mittel, und sich selbst (nicht aber den Staat) für Zweck hält, kann, wenn seine Pläne einen Stoß erleiden, zur Kugel greifen. *) Der Andre läßt in einem solchen Falle auch den Staat fahren, und setzt sich als Zweck oben drauf, und thut nun für sich, was er bisher für den Staat gethan hat. Bey Jenem kann sich Ueberdruß einschleichen, er vernichtet sich, weil er seiner satt hat: bey diesem erwacht erst die Liebe zum Genuß, wenn die Thätigkeit für den Staat gehemmt ist.

„Die zweyte Meynung ist wenigstens der ersten entgegen, und besser: dem Lord ist, wie andern grossen Menschen die Laufbahn das Ziel und die Schritte die Kränze — Glück unterscheidet sich bey ihm von Unglück nicht im Werthe, sondern in der Art, ihm sind sie zwey konvergirende Rennbahnen zum Ewigkeits-Ringe der innern Erhebung — alle Zufälle dieses Lebens sind ihm blosse Multiplikationsexem-

*) Das Beyspiel des Kato scheint dem zu widersprechen. Allein bey diesem Römer war der Staat und das Ich auf eine besondre Art nur — Eins.

pel in unbenannten Zahlen, die er durchmacht, aber nicht als Kontorist, sondern als Indifferenzialist und Algebraist, welchem die Produkte und die Multiplikanden gleich lieb sind, und dem es einerley ist, mit Buchstaben oder Zentnern zu rechnen.“

Auch das ist Horion nicht. Diese Art von Stoizismus sezt Ruhe und Leidenschaftlosigkeit voraus. Aber der Lord hat mächtige starke Leidenschaften — wenigstens gehabt. Stoicker dieser Art schweigen über ihren Zustand: aber der Lord nennt sich unglücklich. Sie machen ihre Stimmung durch keine äusere Anstalten bemerklich und wichtig: aber der Lord hat sich in seiner Zauber-Insel ein pomphaftes Castrum doloris errichtet, gleichsam ein Theater, auf welchem er mit Hamletschen Monologen aussteht. Endlich würde sich auch ein Stoiker dieser Art wohl kaum einen Lebenstag so festbinden, wie der Lord durch seinen Plan auf Jahre.

„Die dritte Meynung: der Lord, so sehr er ein indeklinabler Mensch zu seyn scheint, der nach nichts geht, sondern ein Verbum in mi ist, hat doch folgendes Paradigma: Er ist ei-

ner der unglücklichen Grossen, die zu viel Genie, zu viel Reichthum, und zu wenig Ruhe und Kenntnisse besitzen, um glücklich zu bleiben — sie hetzen Freude, statt der Tugend, und verfehlen beyde, und schreyen zuletzt über jeden bittern Tropfen, der ihnen in einem Zuckerhut eingegeben wird — gleich der Silberfläche sind sie gerade in der Zerschmelzung durch Freudenfeuer am geneigtesten, sich mit einer dunkeln Haut zu überziehen — ihr Ehrgeitz, der sonst durch Pläne die Leerheit des vornehmen Lebens bedeckt, ist nicht stark genug gegen ihr Herz, das in dieser Leerheit verwelkt — sie thun Gutes aus Stolz, aber ohne Liebe dazu, sie spielen mit dem ausgekörnten Leben, wie mit einer Locke, und halten es nicht einmahl der Mühe werth, es abzukürzen — aber doch halten sie es der Mühe werth, wenn ihnen, indeß sie in diesem Nachtfrost der Seele da stehen, aussen lächelnd und kalt, innen überglüht, ohne Hofnung, ohne Furcht, ohne Glauben, resignirend, spielend und zugeschlossen, wenn ihnen ein Todesfall, ein grosser Schmerz ins unglückliche Herz greift.“

Welch eine Biographie könnte das werden, wenn eine Meisterhand diese Züge auffaßte, und ein Leben des Lord Horion daraus mahlte!

Der Lord hatte also in frühern Jahren zu denen gehört, die Alles wollen, und daher zuletzt nicht wissen, was sie wollen: die nichts dulden und leiden mögen: die in einem glänzenden Leben Nahrung für ihren Ehrgeitz, aber keine für ihren Geist finden: die also nicht wissen, wo sie mit sich hin sollen, und dann ihre Zuflucht zu einer gewissen trotzigen Philosophie nehmen, mit deren Hülfe sie die Erde und die Menschen in ein armseeliges Nichts, das allwaltende Schicksal in ein blindes, grausames Ohngefähr, und die Zukunft in einen leeren Traum schwacher Seelen umsetzen; grimmigfroh, wenn ihnen bisweilen ein Unglück, welches sie nicht zu verdienen glauben, neue Gründe giebt, in diesen schwarzen Ideen zu beharren.

„Ein großmüthiges Herz, das sich bloß „durch Ideen hülflos macht, das unzugänglich „und betäubt in seiner Laube aus philosophi„schen Giftbäumen liegt.“

„Er liebte nur die Menschenliebe, nicht die „Menschen.“

„Ein Sturmvogel, durch dessen Fett ein „Docht (Philosophie) gefädelt ist, und den sein „eignes Licht ausbrennt und verkohlt.“

„Seine Seele eine petrographische Karte „erhabener Ideen.“

Der Lord ist kein Menschenfeind. Es fehlt ihm nicht an Vertrauen zu den Menschen, denn er hat eben keine traurigen Erfahrungen von getäuschter Liebe und Freundschaft gemacht. Er hat kein Mißfallen an ihnen, er hält sie nicht für grundböse und verdorben. Auch Wohlwollen fehlt ihm nicht, er gönnt ihnen das Glück, ja er hilft, es ihnen verschaffen. Nicht einmahl Kaltsinnigkeit kann man ihm Schuld geben: denn er nimmt an dem Zustande mehrerer Menschen innigen Antheil.

Nur mit dem allgemeinen Schicksale, mit dem, was wir Vorsehung nennen, ist er unzufrieden.

Grundsätze, wie die seinigen, finden sich in den Schriften der Stoiker auf allen Seiten.

Diese Verkleinerung der Dinge, diese Auflösung derselben in die letzten armseeligen Bestandtheile, wer lehrt sie öftrer und nachdrücklicher, als Epictet, Seneka und Mark-Aurel! Aber zu welchem Zwecke? Um die äußern Dinge verachten und desto mehr auf die innern Güther, auf Weisheit und Tugend, halten zu lernen. Den Stoikern ist nichts groß, als die Tugend: Horion findet auch in der Tugend nichts.

Seine frühern Jahre waren anders: und ganz kann er sie auch jetzt nicht verleugnen. Der sichtbare Kampf, womit er bisweilen die Gefühle der Rührung und Zärtlichkeit niederdrückt: das melancholische Andenken an seine Geliebte: seine Achtung für den Gefühlvollen Dahore: die Erziehung, die er seinem Sohne geben läßt: selbst die sinnlichen Gaukeleyen auf seiner Insel sind noch Ueberreste seiner frühern Stimmung. War er ganz der resignirte, kalte, unzufriedne Mann, den die geäuserten Ideen erwarten lassen: so muste er mit seinem Zustande nicht so viel Wesens machen, muste, ohne laut darüber zu werden, dulden und endigen. Man kann sagen: auch seine Grund-

sätze

säße musten anders seyn, wenigstens nicht so sophistisch, als sie sind. Aber man sieht, daß er sich in seine jetzige Stimmung hineingegrübelt hat. Er frißt durch Ideen sein eignes Ich ab, und hat in der Sternennacht des Lebens noch absichtlich einen tödtlichen Nebel um sich geschlagen. Er gleicht einem Kinde, das, wenn man ihm eine Speise abschlägt, alle von sich stößt, und sich für krank ausgiebt, indeß ein nagender Hunger dasselbe quält, und gegen die vermeyntlich grausamen Eltern erbittert.

So kann es nicht anders kommen, als daß der Leser von Anfang bis zu Ende mit dem Lord unzufrieden ist: und so zeigt sich auch hier die edle moralische Absicht, die der vortrefliche Jean Paul in allen seinen Schriften durchführt: dem Menschen die Welt und die Menschen lieb zu machen, bald durch grosse Ansichten der Natur und des Schicksals, bald durch sanfte Schwärmereyen in der Zukunft, bald durch Zeichnung grosser Charaktere, die wir bewundern, bald durch Entwickelung stiller kleiner Charaktere, die wie lieben, bald durch Verschönerung des Wirk-

lichen, bald durch Aufsuchung neuer Seiten des Schicksals und der Menschheit, bald durch Ernst, bald durch Laune. Er zeigt uns Menschen, die durch Umstände, aber weit mehr, die durch ihre eigne Ideen glücklich oder unglücklich werden.

Wahrhaftig, der Mensch hat sich fast eben so viel vorzuwerfen, wenn er mißvergnügt, als wenn er lasterhaft ist; und da es auf seinen Gedanken-Ozean ankommt, ob er aus ihm die unterste Hölle oder den dritten Himmel als Insel heben will; so verdient er alles, was er erschafft. —

Abdankungs=Rede für diese beyde Sammlungen.

Ich setze mich, liebes Buch, wie ein lyrischer Dichter im Geist über ein beträchtliches Sümmchen von Augenblicken hinweg, und pränumerire in Gedanken auf den Heldenmuth jenes griechischen Vaters, der bey der Nachricht von dem Tode seines Sohnes ganz ruhig sein Geschäft forttrieb, sich umwendete und sagte: Als er gebohren ward, wuste ich schon, daß er sterben würde.

Ich, liebes Buch, denke mir dich ebenfalls, schon jetzt, kurz nach deiner Geburth, als todt, und eben darum halte ich dir eine Abdankung, aber nicht in dem Sinne, den dieß Wort bey den Schauspielern hat, denn ich kündige nicht mit an, was Morgen für eine Leiche seyn wird.

Du bist zwar nicht, wie andre Bücher, ein ganzes Leben, aber doch ein Fragmentarium eines Lebens. Und wenn man in einigen Orten selbst kleinen Kindern grosse Leichen=Reden hält, warum sollt ichs nicht dir?

Der Abgeschiedene, Meine Zuhörer, eben der nemlich, der zuerst unter einem literarischen Steinregen zerfleischt, dann auf Auctions-Wagen, (wie die Verwundeten im Kriege) greulich zerschüttelt, und vor kurzem endlich zu einem Grabe geworden ist, in welchem Gewürze und Spezereyen schlummern, dieser Abgeschiedene, sage ich, war, wie die meisten Menschen, nicht sehr vortreflich und auch nicht sehr schlecht. Grund genug, daß ich ihm eine Leichen-Rede halte, und Ihr sie mit anhört.

Was seinen Namen betrift: so wißt Ihr selbst, wie einfach derselbe war. Der Abgeschiedene gehörte nicht unter die Catch-penny's, (wie man in England die Bücher mit seltsamen Titeln nennt, um Käufer anzulocken) und man bedurfte keines griechischen, lateinischen, Real- oder andern Wörterbuchs, um seinen Namen eher zu verstehen, als ihn selbst. Hat sich ja einer oder der andre von Euch an den Beynamen: zur Unterhaltung gestossen: so bedenke er, daß das Wörtchen zu und zur unter die Anspruchlosesten und bescheidensten Fürwörter gehört, und daß ein Buch zur Unterhaltung noch nicht eben so viel ist, als ein unterhaltendes, und mithin auch nicht eben so ruhmredig. Ich berufe mich auf alle

die Schriften, die zum Nutzen und Vergnügen, zum Selbstunterricht, für alle Stände u. s. w. geschrieben worden sind. Und sind Belustigungen des Verstandes und Witzes, Unterhaltungen, Angenehmer Zeitvertreib, und ähnliche Titel nicht ungleich prahlerischen?

In Rücksicht seiner Gestalt konnte Defunctus ebenfalls auf Bescheidenheit Anspruch machten. Er war nicht so dickleibigt, daß er einem der Leser die Hand überbrochen hätte, er mochte nun gehend, stehend oder liegend lesen. Wer auf der ersten Seite in die hohe See stach, sah nicht fern schon das Land, oder die letzte Seite, und durfte sich also nicht auf lange von seinen übrigen Geschäften oder Zeitvertreiben beurlauben, um diese Fahrt zurückzulegen. Aber er war auch nicht so dünn, daß ihn jeder Windstoß, wie die Blätter der Sibylle, davon führen konnte, oder daß er sich Bleyklumpen hätte anbinden müssen, wie jener griechische Dichter, der wegen seiner Dünnleibigkeit oft der Gefahr ausgesetzt war, von einem mässigen Sturme mit seinem Körper dahin nachgehoben zu werden, wohin sein Geist sich von selbst erhob, in die Luft.

Auch an seinem Aussehen wird sich hoffentlich keiner von Euch geärgert haben. Er strebte nicht,

wie ein Römer auszusehen, da er doch ein ehrlicher Deutscher war: auch die Mönchsphysiognomie der vorigen Zeiten wollte ihm nicht behagen. Er blieb also in seinem äusern dem Volke und der Zeit treu, wozu er gehörte.

Ich komme auf sein Inneres, seinen Geist und Charakter: und das ist freylich das Schwierigste, worauf ich kommen konnte, besonders da ich mit Defuncto so nahe verwandt bin. Der gute Todte war in seinem Leben mit viel und mancherley Personen umgegangen: kein Wunder also, wenn er von diesen mancherley angenommen hatte und daher ein sehr zusammengesetztes Wesen ausmachte. Der eine seiner Gesellschafter war ein Mann von tiefer Empfindung, die in eine liebenswürdige Schwärmerey übergieng, der andre ein witziger Kopf und scharfer Satyriker, der dritte ein inniger Freund der Dichtkunst, der vierte ein ruhiger nüchterner Denker, der fünfte ein Freund der Literatur, und so war jeder etwas Anders und Besondres. Da er sie aber alle liebte, so nahm er unvermerkt von Jedem, wenigstens etwas an, hier mehr, dort weniger. Man konnte ihm manchmahl ansehen und anhören, mit welchem seiner Gesellschafter er zuletzt gesprochen hatte. Ist er Euch darum nicht als Original nützlich gewesen, so hätte er Euch dazu dienen kön-

nen, wozu die Repetenten auf Akademieen dienen, die Originale besser verstehen, beurtheilen und behalten zu lernen.

Schlecht kann ihn eigentlich nur der nennen, der gar nicht weiß, was ein schlechtes Buch ist, und dem muß ich folgendes Tabellchen hersetzen. Schlecht ist ein Buch durch das, was darinn steht, mittelmässig durch das, was ihm mangelt. Mithin kann ich dem Tadler nur das letzte Prädikat gestatten.

Am meisten mußte Defunctus, und ich mit ihm lachen, als neulich ein literarischer Profos eine Spießruthe für ihn abschnitt und damit auf ihn und noch einen zugleich losschlug. Es that beyden Delinquenten gar nicht weh, und unglücklicherweise führte der Profos die Ruthe so ungeschickt, daß er sich selbst damit ins Gesicht schlug. Uebrigens ist ein Profos freylich kein sehr ansehnlicher Posten, aber wenn er seinen Mann nährt, was kümmerts uns!

Aber niemand hat den Abgeschiednen schlechter verstanden, als diejenigen, welche glaubten, alles, was er gesagt habe, sey aus seiner eignen Geschichte genommen. Wenn es geistige Hämlinge giebt, fragt ein Schriftsteller, die nichts erzeugen können, als was sie erlebt haben, deren poetische Fertusse nur

die Adoptiv-Kinder ihrer Wirklichkeit sind: müssen darum Alle, das was sie erzeugen, auch wirklich erlebt haben? Ich kann zum Beyspiel betheuern, daß der Abgeschiedne und sein guter Freund Bion zwey so verschiedne Wesen waren, daß der erstre sich oft selbst wunderte, wie er des letztern Freund seyn konnte. Wehe unsern Dichtern, wenn es einmahl einem Biographen einfallen sollte, ihren Character aus ihren Gedichten zu ziehen! Aber freylich, ist Janus so eng zusammengeantlitzt, daß bey ihm kein Platz für die Ohren ist, und da er zu zwey Gesichtern nur ein Paar Augen hat, so ist es natürlich, daß sie sich grade in dem Antlitze oft nicht befinden, mit welchem er einen Gegenstand ansieht. Uebrigens tröstete sich der Entschlafne öfters mit Don Quixote: Was thuts? unter den Verleumdungen so vieler wakrer Männer, eines Cäsar, Alexander und Amadis, können meine wohl mitlaufen.

Und nun kein Wort weiter! Ich entlasse mich und Euch, meine betrübten Zuhörer, mit dem herzlichen Wunsche: daß Euch irgend eine Gottheit den sechsten Sinn verleihen wolle, den Spallanzani neulich an den Fledermäusen entdeckt hat, die, selbst mit verstopften Ohren und Nasen, und mit ausgestochnen Augen, dennoch so richtig und vorsichtig fliegen, daß sie nirgends anstossen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fülleborn, Georg Gustav, 1769-1803

Kleine Schriften zur Unterhaltung

Bd.: 2

Breslau [u.a.] (1798)

P.o.germ. 409-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108374-7
VD18 90534638-001